

Euro 3,50

Poste Italiane s.p.a.
Spedizione Abbonamento
Postale – 70 %
NE Bolzano

TIEFKOLLEKTIV-PROFONDOLLETTIVO 2
FOTO Francesco Ippolito

GALERIE

Die **Galerie** präsentiert das Herbstprogramm von
KUNST MERAN MERANO ARTE.

Europa von den Rändern her denken

Im Prolog aus „Europas längster Sommer“ fragt die Protagonistin: „Wo ist dieses weite freie Land, das den schönen Namen Europa trägt? Ich sehe nur Staaten. Europa hat die Menschen dazu gebracht, sich in Bewegung zu setzen. Aber wo ist das Land? Je tiefer sie nach Europa einwandern, umso mehr scheint es zu verschwinden.“¹

Maxi Obexer

Sicher: Europa scheint beschlossene Sache. Es gibt Europa-Plätze, Europa-Brücken, Europa-Hallen, Europa-Wege. Auf den Geldscheinen ist Europa mit all seinen Plätzen, Brücken, Palästen, Hallen und Wegen abgebildet. So wie es auch stimmt, dass Europa den Kontinent mit einem dichten institutionellen und strukturellen Netz überspannt. Europa ist für Menschen auf der Suche nach Studium, Ausbildung, Training, Praktikum und internationaler Berufserfahrung längst Standard und Selbstverständlichkeit. Neben den Millionen, die in den europäischen Institutionen arbeiten, sind auch sie es, die fortwährend Verbindungen und Beziehungen begründen, und damit längst eine europäische Gesellschaft geschaffen haben. Über die Ländergrenzen hinweg. Und weit über die Außengrenzen Europas hinaus.

Denn die europäische Gesellschaft lässt sich nicht nur auf die Menschen beschränken, die in Europa leben. Die Vorstellung von einem Land, in dem die nationalen Grenzen überwunden sind, und von einem Leben, das über die nationale und kulturelle Identitätsbestimmung hinausreicht, bewegt und hat die Menschen in Bewegung gesetzt. Und diese Vision hat weltweit ihre Anhänger. Europa wird von all jenen gestützt und getragen, die diesen Traum teilen. Auch von denen, denen Europa versperrt bleibt.

Und doch, etwas ist seltsam. Dieses real existierende, täglich und tausendfach in Anspruch genommene Europa ist zwar überall präsent, doch es wird nicht wahrgenommen. Es ist überall sichtbar, und wird doch übersehen. Es ist real, aber kaum Realität. Es gilt als Abstrak-

Inhalt

#145: SAAV – Identität und Differenz

- Barbara Ivančić** reflektiert die Identitätsfrage mit spielerischem Ernst. 4
Francesco Palermo stellt juristische Betrachtungen zur Identität Europas an. 5
Rut Bernardi reagiert mit Zorn und Poesie auf Kategorisierungen. 6
Adnan Softić entlarvt unsere wohlwollende Philanthropie als identitäre Blase. 8
Hannes Obermair kritisiert das politische Spiel mit dem Feuer. 9

#146: Identitätspolitik und Gedächtnis

- Haimo Perkmann** analysiert das Nullsummenspiel der Identitätspolitik. 15
Über die Zersplitterung unserer Gedächtniskultur referiert Historiker **Hans Heiss**. 16
Wem nützt linke Identitätspolitik? 18
fragt **Richard Steurer-Boulard**.

Kunst und Literatur

- Ein Brief an Christiane Rekade von **Victoria Dejaco** 19
Die künstlerische Leiterin von **KUNST MERAN MERANO ARTE** im Gespräch mit **Martin Hanni** 20
Michele Fucichs Festival **TiefKollektiv-ProfondoCollettivo 2** 21
SAAV Der Chinese von **Stefano Zangrando**. 22

FOTOSTRECKE

Michele Fucich: Festival
TiefKollektiv-ProfondoCollettivo 2

Was heißt hier Identität?

Identität ist im Grunde die Definition des Eigenen in Differenz zu Anderem. Unter dem Titel „Was heißt hier Identität?“ veranstaltete die Südtiroler Autorinnen- und Autorenvereinigung (SAAV) am 17. November 2018 einen Kongress in der Bozner EURAC. Dabei wurde unter anderem eben jene Definition zur Diskussion gestellt und gefragt, ob unser jeweiliges Selbstverständnis ohne die Logik abgrenzender Identitäten auskommt. Zu Wort kamen Vortragende, die Erfahrung damit haben, Grenzen zu überschreiten, darunter Stimmen aus Trentino-Südtirol (Rut Bernardi, Hannes Obermair, Maxi Obexer, Francesco Palermo, Stefano Zangrando) sowie aus Ex-Jugoslawien (Barbara Ivančić, Adnan Softić).

Die vorliegende *kulturelemente*-Doppelausgabe 145/146 publiziert einige der Tagungsbeiträge und ergänzt diese im zweiten Teil mit philosophischen und sozio-politischen Analysen. Zentrales Thema der kritischen Beiträge ist die identitätspolitische Fragmentierung der Gesellschaft, die zu einer gefährlichen Zersplitterung der sozialen Kohäsion, etwa am Beispiel der Gedächtnislandschaft im Zeitalter der simultanen Identitäten, führt.

Dabei wird auch der bildenden Kunst – in Zusammenarbeit mit *KUNST MERAN MERANO ARTE* – breiter Raum geboten. Die Fotostrecke zeigt Aufnahmen des Festivals *TiefKollektiv-ProfondoCollettivo 2*, das als Siegerprojekt des *WS Call 2018* der Bozner *Weigh Station* gefördert wurde und im Mai 2019 in Bozen stattfand. Zahlreiche Künstler*innen waren zu diesem 15-tägigen Festival geladen, um sich mit dem Thema „Wohnen“ zu beschäftigen.

Hannes Egger / Haimo Perkmann



HERAUSGEBER	Distel-Vereinigung
ERSCHEINUNGSORT	Bozen
PRÄSIDENT	Martin Hanni
VORSTAND	Johannes Andresen, Peter Paul Brugger, Gertrud Gasser, Bernhard Nussbaumer, Reinhold Perkmann, Roger Pycha, Hannes Egger, Haimo Perkmann
KOORDINATION	
VERANSTALTUNGEN	
PRESSERECHTLICH	
VERANTWORTLICH	Vinzenz Ausserhofer
FINANZGEBARUNG	Christof Brandt
SEKRETARIAT	Hannes Egger
	1 – 39100 Bozen, Silbergasse 15
	Tel +39 0471 977 468
	Fax +39 0471 940 718
	info@kulturelemente.org
	www.kulturelemente.org
GRAFIK & SATZ	Barbara Pixner
DRUCK	Fotolito Varesco, Auer
BEZUGSPREISE	Inland Euro 3,50, Ausland Euro 4,00
ABONNEMENT	Inland Euro 22,00, Ausland Euro 29,00
BANKVERBINDUNGEN	Südtiroler Landessparkasse Bozen
	IBAN IT30 F060 4511 6010 0000 1521 300
	Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Südtiroler Landesregierung, Abteilung Deutsche Kultur

Die *kulturelemente* sind eingetragen beim Landesgericht Bozen unter der Nr. 1/81. Alle Rechte sind bei den Autorinnen und Autoren. Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit Genehmigung der Redaktion und Angabe der Bezugsquelle erlaubt.

tum. Im Sprechen, im Wahrnehmen, im Bewusstsein, in dem, was so vielfach gegeben ist und verbindet, biographisch, beruflich, geistig. Als Wirklichkeit und als Vorstellung. Was sie nicht wiederfindet in der täglichen Wahrnehmung ist: Europa als das Gemeinsame, und die Europäerinnen und Europäer als dessen Einwohner.

Dem gegenüber werden Einheiten formuliert, Kulturen beschworen, Identitäten durchgereicht, nationale Identitäten, kulturelle Identitäten, von denen sie immer wieder hört, und heute mehr denn je, dass sie doch wichtig seien. Weil schließlich die Leute doch was bräuchten, worauf sie sich beziehen und besinnen könnten. In diesen bewegten Zeiten. Anstelle des Gemeinsamen werden klar voneinander abgegrenzte Menschentypen festgelegt, so fundamental unterschieden, dass es einem Grenzverbot (Tabu) gleichkommt, zwischen Migranten, Geflüchteten und EU-Ausländern das gemeinsame von Menschen zu finden, die gehen, um woanders anzukommen.

Europäische Realitäten? In Brüssel vielleicht. Auf Konferenzen und Tagungen. Aber hier doch nicht. In den nationalen Parlamenten wird Europa oft genug machtpolitisch instrumentalisiert und gelehnet. Hier wird von einer Welt gesprochen, in der noch ausschließlich das Deutsche, das Österreichische, das Italienische unverrückbar fest an seinem Platz steht. Und das nicht allein nur durch die Rechtspopulisten, (deren Hass auf eine

„drinnen“ wie „draußen“, sind ebenso oft Ausländer wie Inländer, was sie zu beständigen Botschaftern macht. Seit EU-Gründung sind Begriffe wie Vielfalt anerkannte Realitäten. Mit ihnen sollten all die wahrgenommen werden, die damit selbstbewusst und eigenständig umzugehen wissen. Ganz ohne das Amalgam einer nationalen oder kulturellen Identität, wird gerade hier am Gemeinsamen entlang gelebt und gehandelt.

Es sind die sogenannten „Minderheiten“, deren „Europa-kompetenz“ gewürdigt und abgefragt werden sollte. Ich werde mich im Folgenden allein auf ein Land im Norden Italiens beziehen, auf Südtirol. Die norditalienische Region grenzt an Österreich und an die Schweiz, sie wurde mal dem einen, mal dem anderen Staat angehängt; nachdem es dann im Ersten Weltkrieg Italien zugeschlagen wurde. Seither beheimatet sie eine sogenannte Minderheit. Und es sind genau genommen mehrere. Südtirols Einwohner, die deutschsprachig, italienischsprachig und ladinischsprachig sind, zusammen mit albanischen, nordafrikanischen und etlichen anderen eingewanderten Sprachgruppen, haben sich an der Frage: „Wie fühlst du dich, als Italiener, als Österreicher, als Deutscher?“ abgearbeitet. Eine Frage, die nur denen gestellt wird, die sie nicht eindeutig beantworten können. An dieser unbeantwortbaren Frage, diesem untergeschobenen Defizit einer eindeutigen Identität sind sie gereift. Heute zucken sie gelassen mit den Schultern. Und genau das macht sie zu wichtigen Antwortgebern



auf die gegenwärtig wichtigste Frage: was lässt sie dennoch gefestigt sein? Welche Bezüge, welche Einbindungen und Verbindungen, welche Perspektiven, ermöglichen ganz ohne eine nationale Identität ein stabiles Selbstverständnis von sich selbst? Die Gelassenheit, oder auch der inzwischen selbstbewusste Umgang mit dem Fehlen einer nationalen Identität hat sicher wesentlich mit dem Bezug auf Europa zu tun. Und mit der Durchlässigkeit, die mit dem Auflösen der Grenzen geschaffen wurde. Es ist nicht zu unterschätzen, wie sehr die Durchlässigkeit an den Grenzen auch ein durchlässiges Denken bedingt. Wer also denkt, Europa sei abstrakt, stelle sich vor, welch anderer, größerer und weiter Raum für eine ansonsten an die römische Zentralmacht gebundene Minderheit entsteht, wenn die sich nicht mehr der „Mehrheit“, sondern einem „Europa“ verbunden fühlen kann.

Für sogenannte „Minderheiten“, die symbiotisch an ihren Nationalstaat gebunden sind, ist Europa die Überwindung ihres Status als Minderheit, wenn nicht überhaupt deren Abschaffung, die Abschaffung der Konstruktion „Mehrheit und Minderheit“.

Der italienisch-deutsche oder deutsch-italienische Alltag ist längst normal gewordener Alltag. Weder sind die Sprachgruppen gänzlich ineinander verschmolzen,

noch haben sie nichts miteinander zu tun. Sie bestreiten den Alltag miteinander. Sind in unzähligen Verbindungen und Beziehungen, sehen sich als Partner und als Gegenüber. Lernen aneinander, befruchten sich gegenseitig, stoßen sich ab und ziehen sich an. Ein Gefüge des Gemeinsamen, das sich inzwischen seit fast genau hundert Jahren fortentwickelt hat. Nichts würde es mehr untergraben und mehr Schaden zufügen, als ausgemachte „Identitäten“.

Doch nicht nur von Rechten wird der abstrakte Begriff der festen Identität gegen das gemeinsam Entstandene ausgespielt. Auch Linke bieten mir zuweilen ihre Solidarität für „unseren“ Kampf um Selbstbestimmung an. „Welchen Kampf um Selbstbestimmung?“ frage ich zurück. Nichts hält sich fester als der Glaube, dass sich das Land im ständigen Unabhängigkeitskampf befinde. Eine fixe Vorstellung die ignoriert, was hier Tag für Tag, Jahrzehnt für Jahrzehnt, auf Vertrauen beruhend geschaffen wurde und wird: menschliche Verbindungen und Beziehungen, mannigfach ineinander verflochten.

An der letzten *Summer School Südtirol* zum Thema „Migrationen“ zog ein Journalist Bilanz über das Zusammenleben der italienischsprachigen und deutschsprachigen Südtiroler. Seiner Meinung nach sei alles gescheitert. Dass sich seine italienischsprachigen Kinder weder um die eigene, noch um die andere Identität kümmerten, bewies dieses Scheitern umso mehr.

beide Seiten legitimiert: Die ‚Minderheit‘ und den hegemonialen Anspruch der ‚Mehrheit‘. Doch was in Vergessenheit gerät durch einen vorge-schobenen kulturellen Identitätsbegriff ist, dass es sich um politisch gemachte Minderheiten handelt. Durch Grenzverschiebungen, Annexionen und Eroberungen, allzu oft gewaltsam, wurden sie zu Minderheiten. Die Konflikte gehen aus einem zugrundeliegenden Gebietsanspruch hervor, nicht, weil sie per se kulturell „anders“ sind. Die Unterwerfung ist daher das Thema, der autoritäre, häufig durch ein Nationaldenken bedingte Macht- und Herrschaftsanspruch. Die kulturelle Identität ist dagegen zweitrangig und keine solche Gruppe würde dafür einen gewaltsamen Unabhängigkeitskampf eingehen, wären sie politisch gleichrangig gestellt mit der sogenannten Mehrheit.

III. Es scheint Einigkeit darüber zu bestehen, dass wir eine Identität besitzen, oder auch: ständig Identitäts-Suchende sind. Aber sind wir das? Die Identität ist der Logik der Differenz verhaftet. Suchen wir nach den Differenzen, wenn wir suchen, oder uns einfach fortbewegen und fortentwickeln? Der französische Philosoph Francois Jullien² schlägt anstelle der Identität den Begriff Resource vor, die er als Fruchtbarkeit verstehen will. Und an der Stelle der Differenz und der Unterscheidung macht er den Abstand stark – den Abstand, die Entfernung und vor allem: Das Dazwischen. Wir wandern danach nicht mehr, wie bei Aristoteles: Von Unterschied zu Unterschied bis wir zu einem letzten Unterschied gelangen, der das in seiner Definition ausgedrückte Wesen des Dings zu erkennen gibt. Der Abstand erweist sich vielmehr „als eine Denkfigur nicht der Identifikation, sondern der Exploration, die andere Möglichkeiten zutage fördert. Folglich hat der Abstand keine klassifikatorische Funktion, (...) anders als bei der Klassifikation werden keine Typologien erstellt, vielmehr besteht das Ziel gerade darin, über diese hinauszugehen. Mit dem Abstand verbindet sich kein Zurechtrücken, sondern ein Verrücken.“ Im Dazwischen, in der Spannung zwischen dem einen und dem anderen, bleiben sich die beiden Gegenüber ein solches. „Der eine hört nicht auf, sich im anderen zu entdecken, sich in der Gegenüberstellung sowohl zu erforschen als auch zu reflektieren. Will er sich selbst erkennen, bleibt er vom anderen abhängig und kann sich nicht auf das, was seine Identität wäre, zurückziehen.“

Hier setzt die Kulturarbeit an, die wir leisten können – leisten müssen, wenn wir dieses Europa gründen wollen. Es gilt, dieses Dazwischen zu füllen. Als die Welt, die bereits existiert, und der wir heute Namen geben. Als das gemeinsame Feld, das – wenn wir an Europa denken – übersehen wird, solange wir es auf Unterschiede herunterbrechen, auf Definitionen, Kategorien, Identitäten. Stattdessen können wir die Unterschiede als den fruchtbaren Boden bestimmen, aus dem ein europäisches Selbstverständnis erwächst. Eine Arbeit, die wir auf allen Ebenen leisten müssen: im Reflektieren auch des eigenen Denkens. Im Darstellen, im Erzählen, auch in der Beziehung zum Publikum, das ein Publikum der Vielen werden muss, und das, als Publikum der Vielen, es verdient, einer Kultur zu begegnen, das aus den Vielen und dem Vielen schöpft.

Was uns verbindet, ist, was uns voneinander unterscheidet, was uns unterscheidet, verbindet uns.

¹ Maxi Obexer: „Europas längster Sommer“. Verbrecher Verlag 2017.
² Francois Jullien: „Es gibt keine kulturelle Identität“. Edition Suhrkamp 2017.

Lass uns spielen

Barbara Ivančić

Italienischsprachige Kinder fangen ihre Rollenspiele gerne mit der sprachlichen Formel *Facciamo che io ero* an. Damit weisen sie sich bestimmte Rollen zu und legen die Spielregeln fest: *Facciamo che io ero la regina e tu il principe*, zum Beispiel, ‚Lass uns Königin und Prinz spielen‘. Das Verb *essere*, ‚sein‘, mit dem man sich eine neue Identität verschafft, kommt dabei jedoch nicht im Präsens vor, sondern im Imperfekt bzw. Präteritum (*ero*), als würde man im Deutschen sagen: Lass uns so tun, als ob ich die Königin war und du der Prinz.

Grammatikbücher bezeichnen diese besondere sprachliche Struktur als *imperfetto ludico*, ‚spielerisches Imperfekt‘, oder auch als *imperfetto onirico*, ‚Traumimperfekt‘, weil sie auch bei Traumbeschreibungen vorkommt. Auch im Deutschen gibt es übrigens etwas Vergleichbares: Das so genannte epische Präteritum, bei dem die Tempusform seine Vergangenheitsbedeutung verliert und ähnlich wie das spielerische Imperfekt zur Herstellung einer fiktionalen Gegenwart dient. Neue Spielräume werden also erschaffen, indem man von den üblichen Sprachnormen abweicht bzw. sie auf den Kopf stellt. Ein ernstes Spiel.

Sehr ernst muss auch der Triestiner Schriftsteller Scipio Slataper gewesen sein, als er in den ersten Zeilen seines 1912 erschienenen Buches *Mein Karst*, in dem er die kulturelle Vielschichtigkeit der Stadt Triest ausgehend von seiner eigenen Biographie beschreibt, dreifach auf die Wendung *Vorrei dirvi*, ‚ich möchte euch sagen‘, zurückgriff: Dreifach wie die dreifache – italienisch-slawisch-deutsche – Seele seiner Herkunftstadt. Anstatt seine nationale Identität als ausschließlich italienisch zu bezeichnen, möchte er uns sagen, dass er im Karst, dem Grenzgebiet um Triest, geboren ist. Oder in Kroatien. Oder in Mähren. Aber keine der drei Behauptungen würde der Wahrheit entsprechen, denn er wurde eben in Triest geboren. „Um die Komplexität seiner Identität auszudrücken“, schreibt Claudio Magris, „ist er gezwungen, zu der Waffe zu greifen, welcher sich laut der alten Griechen die Dichter oft bedienen, nämlich zur Lüge. Doch bisweilen sind Lügen – oder besser, wie in diesem Falle, Metaphern – die einzige Weise, etwas auszudrücken, das ohne Verfälschung nicht bestimmt werden kann, auf das nur immer angespielt und verwiesen werden kann, indem man nämlich [...] die Worte im ‚uneigentlichen‘ Sinne verwendet.“ (Magris 2013, 222)

Uneigentlich wie die Tempusverwendung in *facciamo che io ero*. Vielleicht hätte Slataper spielend auch ungehemmt gesagt: „*Facciamo che io ero* aus dem Karst, oder aus Kroatien, oder aus Mähren“? Ob er das so auch mal ausgedrückt hat?

Kann man die Identitätsfrage eigentlich anders als mit spielerischer Ernsthaftigkeit – anders als mit *facciamo che io ero* – aufgreifen? So wie es das Mädchen tut, das der aus Belgrad stammende, in Portugal lebende Schriftsteller und Übersetzer Dejan Tiago Stanković im Titel seines *Odakle sam bila, više nisam* (2012) indirekt zitiert:

„Ich komme nicht mehr, von wo ich herkam“. Den Satz hat er bei einem Gerichtsverhör in Lissabon aufgeschnappt; ein Zigeunermädchen aus dem ehemaligen Jugoslawien antwortete so auf die Frage des Richters nach ihrer Herkunft. Identität, das spürt das Mädchen wohl, lässt sich nur als Negation bestimmen. Was bleibt, ist der Spielraum des *facciamo che io ero* und die Sprache, mit der wir diesen Raum erschaffen.

„*Wer bin ich? / Das ist die Frage, die andere stellen. / Ich bin meine Sprache. / Und die ist viele.*“, schreibt Ilija Trojanow in seinem Buch *Nach der Flucht* (2017, 124). Dabei ergänzt er Verse des palästinensischen Dichters Mahmoud Darwish durch das Bild des Ichs als viele Sprachen: Identität als Plural, der in der Sprache wurzelt. Trojanow bezieht sich nicht nur auf mehrsprachige Menschen wie er selbst einer ist, sondern auf den Umgang mit Sprache im Allgemeinen. Wenn man sich der Sprache öffnet und mit Achtsamkeit hineinhört, erlebt man nämlich in jeder Sprache Vielfalt, Fremdheit, Andersartigkeit: „Es leben die meisten in der Vielsprachigkeit, selbst wenn sie einsprachig agieren.“ (Trojanow 2017, 110)

Wer in der Region des ehemaligen Jugoslawiens aufgewachsen ist, kennt dieses Gefühl sehr wohl. Das Serbokroatische, die damals offizielle Sprache des Landes, war nämlich eine plurizentrische Sprache, d.h. eine Sprache, die über mehrere Zentren verfügte, die – im Unterschied zu vielen anderen plurizentrischen Sprachen – sich alle in ein und demselben Land befanden. Plural im Singular. Marica Bodrožić beschreibt dieses prägende Erlebnis der Vielfalt in der Sprache in ihrem Buch *Sterne erben, Sterne färben. Meine Ankunft in Wörtern* (2007): „Und aus was genau bestand eigentlich meine erste Sprache? War sie nicht immer schon etwas Hybrides, etwas durch und durch Unvollkommenes, aus Kreuzungen und Ahnungen bestehendes Gemisch aus dem dalmatinischen Dialekt, der Sehnsucht nach einem hochkroatischen Sprachfluidum, wie es die Leute in der Hauptstadt um sich herum verbreiteten, aus herzogovinischen Wortendungen, Redensarten von hier, Redensarten von dort, eine Art, mit den Wörtern zu lachen, eine andere, mit ihnen zu schweigen, verschwiegen zu blei-

ben, wie es die Gebirgsgegend nahelegt; zudem hieß das Ganze Serbokroatisch, hielt größere Räume offen, verschiedene Wörter für *Zug* gab es, und wenn es das Glück gab, dann weil es *viele* Wörter für eine Sache gab.“ (Bodrožić 2007, 96-97)

Kein Wunder, dass der Zerfall des Landes mit der Zerstörung dieser Vielfalt einherging. In Jugoslawien wie anderswo. Die Geschichte hat uns schon zu oft gezeigt, dass es „zum guten Ton der Identität [gehört], einsprachig zu sein“, wie es Zafer Senocak in seinem neulich erschienenen Essay *Das Fremde, das in jedem wohnt* (2018, 19) schreibt. Die Behauptung eines ausschließenden Identitätsbegriffs braucht ein Wort für eine Sache – keine Varianten, keine Nuancen, keine Zweifel, keinen ‚uneigentlichen‘ Sinn.

Mehrsprachigkeit – in verschiedenen Sprachen und in einer Sprache – fördert das Gegenteil: den Austausch, die Ambivalenz, das Übersetzen, das Erkunden eines Spielraums, der uns zu uns selbst führt: „Das Hineinhören in die Sprachen wird irgendwann zum Hineinhören in den Körper.“ (Senocak 2018, 68)

Facciamo che io ero una ballerina.

Bodrožić, Marica (2007): *Sterne erben, Sterne färben. Meine Ankunft in Wörtern*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp. Magris, Claudio (2013): „Identität im Plural“, in K. Kucher, G. Thum, S. Urbansky (Hg.), *Stille Revolutionen: Die Neuformierung der Welt seit 1989*, Frankfurt a.M.: Campus, 221-229 [aus dem Italienischen von Sarah Scheibenberger]. Slataper, Scipio (1912/1958): *Il mio Carso*, Milano: Mondadori [dt. Übersetzung: *Mein Karst. Aus dem Italienischen von Ilse Pollack*. Klagenfurt: Wieser]. Stanković, Dejan Tiago (2012): *Odakle sam bila, više nisam i druge lisabonske priče*, Beograd: Geopoetika. Trojanow, Ilija (2017): *Nach der Flucht*, Frankfurt a.M.: Fischer. Senocak, Zafer (2018): *Das Fremde, das in jedem wohnt. Wie Unterschiede unsere Gesellschaft zusammenhalten*, Hamburg: edition Körber-Stiftung.



TIEFKOLLEKTIV-PROFONDOCOLLETTIVO 2
FOTO Francesco Ippolito

Europa, sag, wie hast du’s mit der Identität?

Unzeitgemäße Betrachtungen eines europäischen Juristen zu einem delikaten Konzept

Francesco Palermo

TIEFKOLLEKTIV-PROFONDOCOLLETTIVO 2
FOTO Francesco Ippolito



Identität ist ein Perpetuum mobile im Recht, doch entbehren die Inhalte dieses Konzeptes jeglicher Definition. Es ist eine Voraussetzung, die insofern Sinn macht, als dass sie keiner Prüfung unterzogen wird. Kommt es hart auf hart, so verwandelt sich die Identität von einem vereinenden zu einem teilenden Charakter.

Wie viele Identitäten haben wir Europäer? Zwar verankert der Vertrag über die Europäische Union sie nur am Rande, doch erwähnt er die europäische Identität einerseits in seiner Präambel, die nationale Identität andererseits in Absatz 2 unter Artikel 4. Wohl um nicht für weitere Verkomplizierung zu sorgen, wurden die lokalen Identitäten nicht eigens genannt. Obwohl das Wort der Identität in seinem etymologischen Ursprung eine gewisse Gleichheit annimmt, wird also im Sinne der Diversität der Individuen innerhalb der Europäischen Union zwischen verschiedenen Graustufen nuanciert. Viel wurde über diese Mehrfachdefinition philosophiert und zu Papier gebracht. Es herrscht bis dato Uneinigkeit darüber, ob die europäische und die nationale Identität einhergehen und zu einer Identität verschmelzen sollen, die auf ein kulturelles Erbe der gemeinsamen Vergangenheit basiert, oder ob die europäische Identität vielmehr mit Blick auf die Zukunft und unter Berücksichtigung der gemeinsamen rechtlichen Werte *ex novo* kreiert werden soll.

Zunehmend ist es der Europäischen Union durch ihre wachsende Bedeutung gelungen, den bürokratischen Hürden zu entfliehen und im Alltag der politischen Gespräche auch auf nationaler Ebene mitzumischen. Dadurch wurde die EU auch nicht davor verschont, im Sinne der Vereinfachung in ein Schwarz-Weiß-Muster gedrängt zu werden, in dem keinerlei Schattierung Platz findet.

Infolgedessen wurden teils hoffnungslose EU-Marketing-initiativen lanciert, um eine symbolische gemeinsame Identität zu schöpfen. Es sollte eine zusammenbringende „Verfassung für Europa“ geboren werden, die schließlich im Jahr 2005 (überraschend?) durch Referenden in Frankreich und den Niederlanden gefallen ist. Dieses kategorische Schwarz-Weiß-Denken spielt vor allem bei der Identitätssuche eine zentrale Rolle. Während Staaten ein eigenes Identitätsprojekt für sich entwickelt haben, glaubt die EU ebenso, nur verstanden und vermittelt zu werden, indem staatliche Analogien angewandt werden. Diese Versuchung der Vereinfachung des europäischen Grundgedankens – und das ständige Liebäugeln mit den Strategien und den institutionellen Strukturen der Nationalstaaten – hat der EU jedoch wohl mehr geschadet, als sie ihr gutgetan hätte. In vielen Bürgern wurde durch diese Methode wohl auch die Furcht vor einer Verwässerung oder völligen Auflösung der nationalen und vielleicht sogar lokalen Identität zugunsten des großen Ganzen ausgelöst. So ungerechtfertigt und trügerisch diese Schlussfolgerung auch sein mag, so sehr wurde diese Banalisierung der europäischen Komplexität in diesem Sinne interpretiert. Fehlerhafte Vermittlung führt notgedrungen zu fehlerhaften Folgen: Hätte man in der Brexit-Debatte etwa das Erasmus-Programm oder die abgeschafften Roaming-Gebühren als Argument herangezogen anstatt mit der Drohung für die Souveränität zu argumentieren, so hätte sich das Ergebnis wohl zugunsten der EU verschoben. Diese fast forcierte Suche nach einer europäischen Identität birgt einige Denkfehler in sich. Die identitäre Grundlage der Staaten ist ein Mythos aus dem 19. Jahrhundert und definiert (wenn überhaupt) nur ein einziges Modell

des Staates, nämlich jenes des Nationalstaates. Dies ist jedoch gerade jenes Modell, das sich im Zusammenspiel mit anderen als wenig kooperativ erwiesen hat. Würde man auf die Nuancierungen verzichten, wäre die langfristige Entwicklung jene hin zu einem Einheitsstaat, was nicht im Sinne ihrer Mitgliedsstaaten ist und wahrscheinlich auch wenig erfolgversprechend wäre. Nebenbei ist die Europäische Union schlicht zu vielschichtig, als dass sie vereinfacht werden könnte. Oft haben die Europäer eine Vorliebe für Komplexität und müssen jedenfalls damit leben. Schließlich ist es ein Ding der Unmöglichkeit, die grundlegenden historischen, kulturellen, wirtschaftlichen, rechtlichen und anderen Unterschiede auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Henry Kissinger witzelte einst: „Wen soll ich anrufen, wenn ich mit Europa reden möchte?“ Die Frage lässt im ersten Moment so sehr schmunzeln wie sie im zweiten Moment den Kopf schütteln lässt. Dem US-Außenminister war wohl am besten bewusst, dass Deutschland und Frankreich sich trotz der geografischen Nähe unähnlicher sind als Ohio und Wyoming. Dass diese Vielfalt eine einheitliche, vertikale, klare Struktur in Europa schlicht undenkbar macht, ist kaum überraschend.

Die Identität der Europäischen Union zu definieren, sofern dies überhaupt möglich wäre, würde heißen, eine Identität zu akzeptieren, die nichts mit der Wahrnehmung der EU als Pseudostaat zu tun hat. Dies würde Unmöglichkeiten in der Vermittlung und der Kommunikation einher bringen. Provozierend könnte man also wagen zu sagen, das Hauptproblem der Europäischen Union in Sachen Identität sei die Suche danach an sich. Die Frage stößt nicht nur auf die Schwierigkeiten der Komplexität, sondern auch auf jene der Subjektivität. Historisch betrachtet hat gerade das Konzept der Identität den Prozess der Etablierung der Nationalstaaten unterstützt. Doch eine Wiederholung nach den Kriterien des Nationalstaates ist mit dem Integrationsprozess nicht vereinbar. Andererseits ist ein neues Verständnis der Identität mit dem Prozess der vereinfachenden Marketingkampagne der EU, die seit rund zwei Jahrzehnten im Gange ist und mit den besten Absichten durchgeführt wird, schlichtweg nicht kompatibel.

So wird die EU wohl am besten bestehen können, wenn sie bei ihrer Vielfalt keine Abstriche macht. Für die Zukunft Europas braucht es viele Europas. Europa muss bei seinen Grauschattierungen bleiben, aber um besser zu agieren, sollte es alle Stufen dieser Farbe zu seinen Gunsten nutzen.

Tlo bën identità! Do bol Identität! Ma va identità!

Rut Bernardi



Das Gedicht bzw. Wortspiel *sén sënn* (Jetzt Zorn) im Sinne des journalistischen Schlagwortes der 1950er und 1960er-Jahre der *Angry Young Men*²-Bewegung, die damals die Unzufriedenheit mit dem Status quo und die Klassenkonflikte thematisierte, verstehe ich heute als Zorn auf die Versäumnisse und die Vernachlässigung sprachlicher Belange in Ladinien.

Hautfarbe und Akzent

Ich habe keine andere Hautfarbe, ich bin weder schwarz, gelb noch rot, meine Haare sind nicht kraus, ... und ich gehöre nicht einer vernachlässigten Unterschicht an. Meine Statur ist zwar klein, aber es gibt in Südtirol viele kleine Menschen – schließlich sind die Südtiroler auch *Bergler*. Trotzdem werde ich bis heute nach den ersten deutschen Worten von Südtirolern gefragt: „Sein Sie aus Greden?“ Es muss wohl an meinem kratzenden -R- liegen. Als Mädchen habe ich stundenlang geübt, das -R- zu rollen, indem ich mir Wörter wie „rana“ vorsagte, aber umsonst. Wir Grödn-er, zumindest die meisten, können das -R- nicht so wie die *Badioc*/Gadertaler, mit der Zunge rollen. Einstmals galt das kratzende -R- als städtisch und vornehm und das rollende -R- als ländlich und berglerisch, das man zu verbergen versuchte. Dies hat sich heute wohl ins Gegenteil gewendet. Mein Akzent ersetzt die Hautfarbe, und bei der Identifizierung des *Andersartigen* kommt es immer auf den Takt an, ob man ein Wohlwollen und ehrliches Interesse spürt oder ob man sich ausgegrenzt und beleidigt fühlen soll. Doch sobald ein persönlicher Kontakt hergestellt

ist, kurz gesagt, man zusammen ein Bier trinkt, kann das Gegenüber schon nicht mehr pauschal urteilen und muss differenziert denken.³ Und wenn man die Dinge differenzierter betrachtet, wie Herta Müller es in einem Interview⁴ hervorhob, ist es kaum noch möglich, plakative Vorurteile zu äußern. Ijoma Mangold, väterlicherseits Nigerianer, Autor und einer der bedeutendsten Literaturkritiker Deutschlands sowie Literaturchef der Wochenzeitung „Die Zeit“, sagt, dass vieles an seinem Verhalten als Reaktion auf sein Aussehen zu erklären sei.

Ist unsere Identität demzufolge einfach nur die Gesamtheit der Adaptationen an die äußere Umgebung? Mangolds Strategie ist: Sofort in einem übertrieben gestochenen Hochdeutsch zu sprechen, um damit soziale Verachtung auszuschließen. Und auf den deutsch-israelischen Literaturtagen 2013, an denen der Satz formuliert wurde, Identität sei, „was andere aus dir machen“, entgegnete Eva Menasse: „Ich weigere mich dagegen, mich vor anderen bekennen zu müssen“.⁵ In eine Hautfarbe oder in eine Sprachgruppe wird man ungefragt hineingeboren. Man wird nicht gefragt, ob man Lust habe, sein Leben lang diese Gruppe zu verteidigen. Es ist wie eine Pflicht, die einem aufoktroiyert wird, sich, wie Mangold sagt, „Member of the Club“ zu fühlen. Mangold zieht es vor, ein Weltbürger zu sein und nicht ein Repräsentant einer bestimmten Gruppe. Als Frau ergeht es mir oft ähnlich. Ich bin Frau, weiß um die Missstände, die Frauen widerfahren, kann mich voll und ganz als Feministin bezeichnen, will mich aber nicht immer nur und ausschließlich als Feministin äußern, denn ich bin *mehr*. So bin ich auch als Ladinerin

noch etwas anderes als „ladina“, hoffe ich zumindest. Es ist mühsam und vor allem einschränkend, wenn ich ausschließlich auf mein Ladinereinsein *reduziert* werde: „Na, wie geht es dem Ladinischen?“ ist bei vielen Südtirolern, wenn auch gut gemeint, ein Standardsatz. Ich bin es leid, wenn bei mir nach einer literarischen Lesung kein textbezogener Dialog entsteht, sondern mir lediglich die Frage gestellt wird: „Wie viele Stunden wird in der Schule Ladinisch unterrichtet?“ Inwieweit bin ich verpflichtet, zum Sprachrohr oder zur Botschafterin meines Bergtales zu werden?

Ortstafeln

Nichtsdestotrotz kann ich mich durchaus echauffieren, wenn ich auf Wanderungen Ortstafeln sehe, auf denen der italienische Name oder der vermeintlich italienische Name, der oft ein ladinischer und daher ein vorgermanischer ist, von deutschtümeln-den Fanatikern schwarz übermalt ist.

Śën sënn'

Śën ei śënn
sënn de śën
ie n sëmi de sënn
sëmi bel sëch
de sënn iust śën
che sëmie cun sënn
śën de plën
n sëmi de sënn.

Ce sënn semië
śën de sënn
n sëmi de plën
de sënn de śën
semië de sënn
bel sëch y śën
ie sëni de plën
che é sënn iust śën.

Jetzt Zorn

Ich bin voll Zorn,
der Zorn grad jetzt,
er ist ein Traum,
ein starker Traum
vom Zorn grad jetzt,
ich träum voll Zorn
ganz zonerfüllt
grad jetzt den Traum vom Zorn.

Ach was für Zorn,
dass eben jetzt
vom Zorn ich träum
so durch und durch den Traum
vom Zorn, den jetzt ich träum
so stark, grad jetzt
als Zeichen ganz und gar,
dass nun voll Zorn ich bin.



Oder wenn im Dokumentations-Zentrum unter dem Siegesdenkmal von faschistischen Worterfindungen die Rede ist, die laut den Ausstellungsmachern von Tolomei ungeschickt aus dem Deutschen ins Italienische übersetzt worden seien, obwohl es sich hierbei des Öfteren um autochthon ladinische Toponyme handelt, wie z.B. Braies für Prags.

Oder schließlich, wenn gegen die Italianisierung der Familiennamen zur Faschistenzeit in Ladinien, wie etwa Kostner zu Costa, Wanker zu Pancheri usw. gewettet wird, während es sich hierbei oftmals um Belege handelt, die bereits früher aus dem Romanischen ins Deutsche übersetzt worden sind. So wurde beispielsweise Da Banch zu Wangger-Wanker, Paratoni zu Perathoner usw. „Es gibt keine ethnische Reinheit“, sagt der slowenische Autor Goran Vojnović. Im Roman „Unter dem Feigenbaum“ liest man wie sich heutzutage Grenzen und Nationalitäten verschieben.

Identität ist Übereinstimmung

Identität heißt doch personale Übereinstimmung. Doch mit wem oder mit was? Mit dem Nachbarn in Gröden, weil er auch Ladiner ist? In mancherlei Hinsicht fühle ich mich ihm diametral entgegengesetzt. In vielen Belangen denken wir über kaum etwas auch nur annähernd ähnlich, obwohl wir beide ladinisch sprechen. Vor ein paar Jahren habe ich in Bruneck die aus Südkorea stammende, in Deutschland aufgewachsene und heute in Österreich lebende Schriftstellerin Anna Kim kennengelernt, und wir verstanden uns auf Anhieb. Wenn Identität als Wechselspiel von „Dazugehören“ und/oder „Abgrenzen“ definiert werden kann, dann würde ich mich mit Anna Kim und nicht mit einem beliebigen Grödnner Nachbarn *identisch* fühlen. Abgesehen davon, leben wir heute alle in einer „elektronischen Diaspora“, wie der israelisch-österreichische Autor Doron Rabinovici vermerkt. Wir sind alle medial

mit der Welt der anderen vernetzt. Die Suche nach ursprünglicher Herkunft sei ein Luxusproblem.⁶

Identitätszugehörigkeit als Gefahr

Identitätszugehörigkeiten können durchaus zu einer Gefahr werden. Ijoma Mangold⁷ weist darauf hin, dass Angehörige einer Minderheit in einen Opferwettbewerb geraten können, dem man misstrauen muss und der von Seiten der Minderheiten zu Selbstgerechtigkeit führen kann. Er geht sogar so weit, die Mehrheit gegenüber der Minderheit zu verteidigen, da man ihr gänzlich das Urteilsvermögen abspreche, über Belange von Angehörigen einer Minderheit zu urteilen.

Der Doppelpass für Südtiroler

Ja, gerne hätte ich noch einen Pass, aber nicht den österreichischen, sondern einen interessanteren, oder wie man heute auf Neudeutsch sagt: einen spannenderen: den russischen oder gar einen arabischen. Den österreichischen brauche ich nicht, denn Österreich ist für uns Südtiroler doch problemlos zugänglich. Abgesehen davon, habe ich doch schon einen mir fremden Pass. Soll ich noch einen weiteren beantragen? Unsere Politiker haben es nicht einmal geschafft, uns die geplante und genehmigte ladinische Identitätskarte drucken zu lassen, geschweige denn einen eigenen Pass, wie die Deutschsüdtiroler ihn für sich einfordern. Der italienische Pass ist meiner Identität gleich fremd, wie es der neue österreichische wäre. Einige Politiker glauben sogar in unserem Namen zu sprechen, wenn sie uns Ladinern zumuten, dass wir uns mit einem österreichischen Pass endlich vertreten zu fühlen hätten. Doch hierin irren sie sich. Wir Ladiner werden nicht einmal gefragt und einfach „mitgemeint“. Welche Bedeutung hat denn die Sprache meines Passes in meiner Tasche, wenn meine Muttersprache in ihren wesentlichen Belangen gering geschätzt und vernachlässigt wird?

L'ert per l'ert⁸

D'l'ert fé n ert
vën ert sëura
zënza se n sté ert
sun ch'l troi ert
che l ert d'l'ert pieta
per fé ert per l'ert.

La vën tert l'ert
canche la ie érta
tl ert d'l'ert
che vën ert sëura
ajache l'ert ie n ert
da sté ert.

L'art pour l'art

Aus der Kunst einen Beruf machen fällt schwer, ohne zu verzagen auf dem steilen Weg, den der Ruf der Kunst fordert, um Kunst um der Kunst willen zu machen.

Sie kommt spät, die Kunst, da der Weg steil ist beim Ruf der Kunst, der unwiderruflich ist: denn die Kunst ist ein Beruf zum Verzagen.

Meine Identität

Seit meinem 14. Lebensjahr lebe ich außerhalb Ladiniens, und für mich ist inzwischen „Die Sprache das Haus meines Seins“ geworden. Sprache jenseits bloßer Kommunikation, Sprache als erhöhendes Mittel, Sprache als Kunst. Generell scheint die alte Losung „Die Sprache als Haus des Seins“ von Martin Heidegger ein gemeinsamer Nenner von Autoren zu sein. „Die Sprache ist das Haus des Seins. In ihrer Behausung wohnt der Mensch. Die Denkenden und Dichtenden sind die Wächter dieser Behausung.“ All die Fragen nach Herkunft, Religion, Kultur und Staatsangehörigkeit lassen sich darin zusammenführen, sodass für das Denken die Sprache das Zuhause und die Literatur die Heimat ist. So auch für mich.

- 1 sën / jetzt = mit stimmhaftem s- und velarem -n; sënn / Zorn = mit stimmlosem s- und dentalem -nn.
- 2 John Osbornes Theaterstück „Blick zurück im Zorn“ ist das literarische Werk, das den Begriff der Angry Young Men prägte.
- 3 Vgl. Ijoma Mangold: „Was hat meine Herkunft mit mir zu tun?“ Sternstunde Philosophie. SRF Kultur. Internet, 6.2.2018.
- 4 Vgl. „Moral gibt es nur im Detail – Herta Müller im Gespräch mit Katja Gasser“, 42. Tage der deutschsprachigen Literatur vom 4. bis 8. Juli 2018 in Klagenfurt. Internet.
- 5 Vgl. Eva Lindner: „Die Sprache ist das Haus des Seins“. Internet, 8.11.2013.
- 6 Vgl. Eva Lindner: „Die Sprache ist das Haus des Seins“. Internet, 8.11.2013.
- 7 Vgl. Ijoma Mangold: „Was hat meine Herkunft mit mir zu tun?“ Sternstunde Philosophie. SRF Kultur. Internet, 6.2.2018.
- 8 ert: l'ert (Subst. fem.) = die Kunst / l'arte; l ert (Subst. mask.) = der Beruf / il mestiere; ert (Adv.) = (se fé ert) schwer (fallen) / stentare; ert (Adj.) = steil / ripido.

Das Gesicht der Wiege

Adnan Softić

In einem Interview brachte der französische Regisseur Jean-Luc Godard eine Lösung für die europäische Finanzkrise ins Spiel: »Den Griechen verdanken wir die Logik. Wir sind ihnen dafür etwas schuldig.« Aristoteles habe sich nämlich, so Godard, »ein großes Wort« einfallen lassen: das Wort »also«. Es werde millionenfach benutzt, »für unsere wichtigsten Entscheidungen. Es ist höchste Zeit, dass wir dafür zahlen! Wenn wir jedes Mal zehn Euro an Griechenland zahlen müssen, wenn wir das Wort »also« verwenden, ist die Krise in einem Tag vorbei – und die Griechen müssen den Parthen nicht an die Deutschen verkaufen!«

Diese ohne Frage wohlwollende Philanthropie beruht auf der Annahme, dass es sich bei den Griechen der Neuzeit um direkte Nachfahren eines Perikles, Aristoteles oder Sokrates handle und nicht um eine Mischung aus Slawen, Byzantinern, Türken, Albanern ..., die eine dem Altgriechischen verwandte Sprache sprechen. Diese Vorstellung ist für das gebildete Europa zu einem felsenfesten Glaubenssatz geworden, und in diesem Sinne argumentierte 1980 auch die EU-Administration, als sie das vergleichsweise schwach entwickelte Land in die Europäische Union integrierte.

Man kann an diesem Beispiel sehen, wie sich die Geschichte eines Landes von dessen aktueller, noch lebendiger Vergangenheit verabschiedet hat und in einer idealisierten Form, verfestigt und verkleidet als Allgemeinwissen, auf die Gegenwart wirkt.

Eine offene Rechnung, die unmöglich geradewegs zu begleichen ist, für eine Leistung, die auf diese Weise plötzlich einen direkten Abnehmer findet. Angesichts von vielerlei Ungereimtheiten beklagen sich die Nachbarstaaten, weshalb man sich gegenüber dem heutigen Griechenland so solidarisch zeige und sich für die Errungenschaften der Antike bei ihm allein bedanke. Warum nicht dann auch Mazedonien und Albanien die »Also«-Nutzungsgebühren bezahlen? Und auch die Türkei hätte da gut lachen, mit ihren unzähligen Ausgrabungsstätten. Man könnte sie doch alle gemeinsam pfelschnell in die EU bringen. Auch Mazedonien hat sich den alten Namen aufbewahrt. Sollte es also am Namen liegen – dann bitte wenigstens Mazedonien auszahlen! Doch eher ist das Gegenteil zutreffend: Der NATO- und EU-Beitritt Mazedoniens wird regelmäßig durch Vetos vonseiten Griechenlands verhindert. Begründet wird das mit dessen alleinigem Anspruch auf das antike Erbe: Mazedonien müsse seinen Namen ändern. Die Türkei und Albanien dagegen halten ihre Ansprüche grundsätzlich zurück, da sie zurzeit andere Narrative und Mythen bevorzugen.

Je länger man die Beziehung zwischen Erbe und Erde betrachtet, desto schwieriger wird es, Europas Herkunft überhaupt festzulegen. Denn auch umgekehrt sollte gefragt werden: Inwiefern hat die Antike etwas mit dem heutigen Europa zu tun?

Könnten die Inuit zu rechtmäßigen Erben der griechischen Antike werden? Das klingt absurd. Und können die Europäer die rechtmäßigen Erben der griechischen Antike sein? Selbstverständlich – obwohl doch auch Grönland zu Europa gehört. Grönland liegt zwar auf der nordamerikanischen Platte, zählt aber nicht zu Nordamerika. An eine Erdplatte wird man die Antike bestimmt nicht festmachen können. Denn, nebenbei bemerkt, auch der Westen ist nicht immer im Westen, sondern auch im äußersten Süden, im äußersten Osten, wenn man an Australien und Japan denkt. Es ist also ganz normal, dass sich Begriffe mit der Zeit ihrer ursprünglichen Bedeutung entziehen. Nur: Um überhaupt verhandeln zu können, wird es dann wieder sinnvoll, dass Kriterien, auch wenn sie neue Bedeutungen hervorbringen, erkennbar und nachvollziehbar bleiben.

Die klassische Antike hatte wenig mit dem zu tun, was wir heute Europa nennen. Sie orientierte sich vielmehr in Richtung Asien und Nordafrika. Das heutige Europa kümmerte sie nicht. Vom heutigen Europa gehörten nur Albanien, Bulgarien, Griechenland, Italien, Mazedonien und die Türkei zum hellenischen Reich. Italien ausgenommen, sind das alles Länder, die die Europäer heute im Wesentlichen als ihr Grenzgebiet betrachten. Schon aus der Sicht eines durchschnittlichen Österreichers hätten sich diese Länder jenseits der Grenze zu befinden und dürften niemals zu Europa gehören. Wo greift nun also überhaupt die Ansicht, dass die Antike zu Europa gehört?

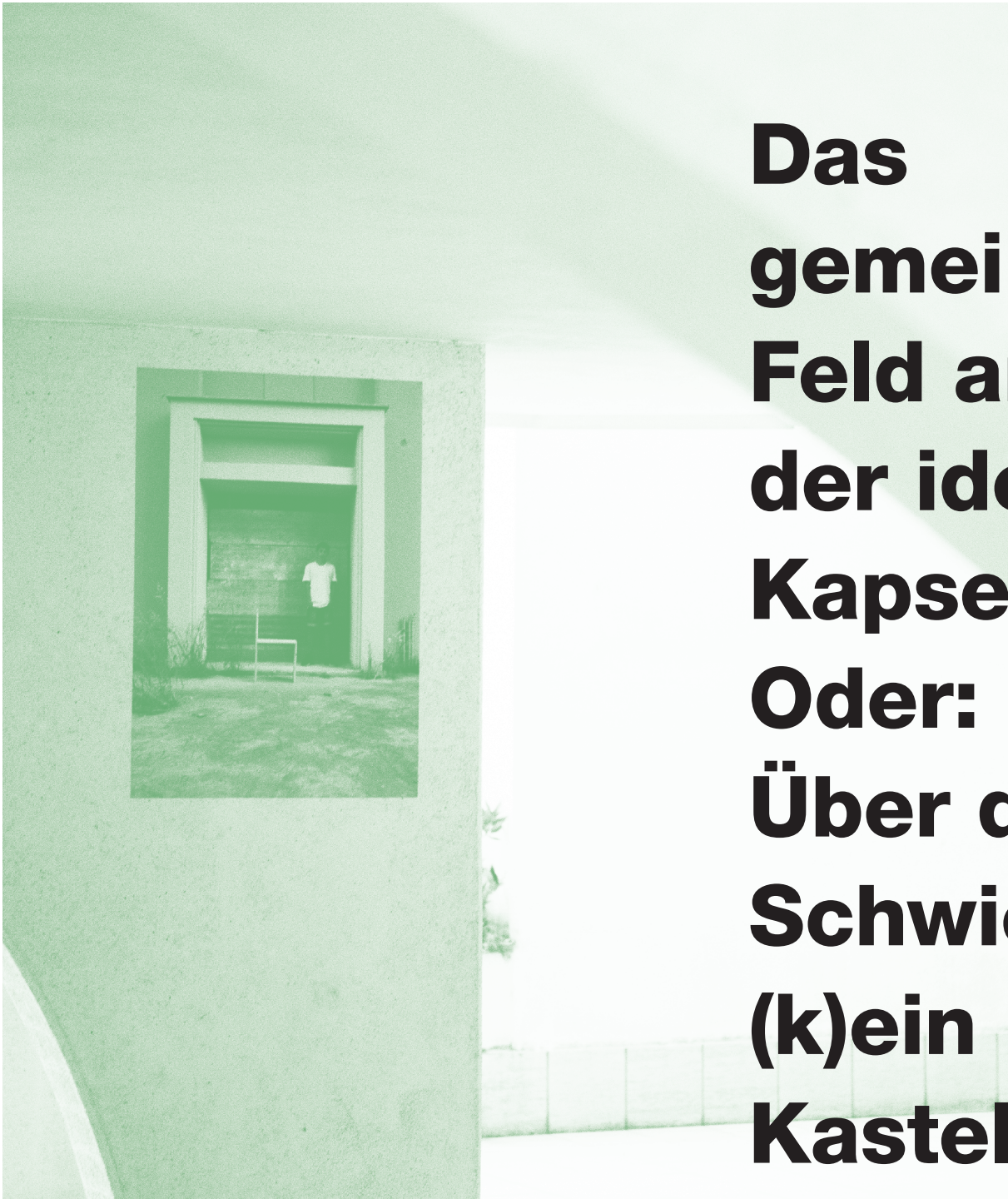
Die klassische Antike, die im antiken Griechenland begann, wird im Allgemeinen als der Beginn der westlichen Zivilisation angesehen, weil sie einen immensen Einfluss auf Sprache, Politik, Erziehungssysteme, Philosophie, Naturwissenschaften und Künste ausübte. Träger dieses Verbundenheitsgefühls sind demzufolge allein die Ideen, nicht die Erdbundenheit (Blut und Boden), weshalb wir auch von einer Wertegemeinschaft sprechen. Keiner der Erben, im Sinne von »geerbter« Erde, hat sich vor Ort ums Tradieren jener kostbaren Werte gekümmert. Die herumstehenden Ruinen waren ihnen vielleicht von Bedeutung, um dort im Windschatten ihre Wäsche sauber trocknen zu können, und damit ihre Ziegen etwas zum Klettern hatten. Die gut erhaltenen Bauten wurden als Kirchen, Moscheen oder Ka-

sernen genutzt. Von dort gab es also bezüglich der »Werte« nur große Stille zu hören, mehr als 1500 Jahre lang. Die Basislektüre unserer Wertegemeinschaft erfolgte über Sizilien und Spanien, durch die Araber. Sie wanderte dann weiter, verbreitete sich und erhielt ihren eigenen Kontext.

Weder die Griechen noch die Türken noch sonst wer aus der Gegend war also ihr rechtmäßiger Träger oder beauftragter Botschafter. Demzufolge müsste heute Europa die Nutzungs- oder Transfergebühren an Nordafrika zahlen und diese Länder in die EU einladen, sollte man überhaupt jemanden auszahlen wollen oder sollen.

Die Vermischung von auf Blut und Boden gegründeten Ideen mit einem universellen Gedankengut (wie Naturwissenschaften, Philosophie etc.) bringt vieles durcheinander und trägt zur Ununterscheidbarkeit der beteiligten Ideen bei. Darüber hinaus entsteht bei dieser Vermischung eine Art doppeltes Wesen: Die Ideen der Exklusivität, der Einmaligkeit und der Unnachahmlichkeit, die mit Blut und Boden immer einhergehen, verstärken Aspekte der Trennung, wodurch das Universelle jedoch nicht aufgehoben wird, sondern es lässt die anderen (die nicht Exklusiven) als nicht universell (nicht menschlich) erscheinen. Es erhebt so einen Anspruch, über die anderen zu richten, ohne sich dabei auf eindeutige und verhandelbare Kriterien beziehen zu müssen. In einem fremden Umschlag, in einem fremden Container lassen sich Inhalte transportieren, die ohne die universelle Ummantelung niemals Erfolg hätten haben können. Diese Merkmale einer extremen Gerissenheit erscheinen wieder in der unberechenbaren Natur des Nationalismus: Er expandiert und spaltet zugleich.

Auch während der Antike bediente man sich ähnlicher Techniken der Pflege erdgebundener, rassenorientierter Zusammenhänge: Das Zusammengehörigkeitsgefühl des Korinthischen Bundes beziehungsweise die gemeinsame Identität der stets verfeindeten Kleinstaaten wurde mithilfe einer Gegenüberstellung ihrer selbst und der Perser erzeugt. Die Hellenen waren: klug, mannhaft, besonnen, freiheitsliebend, gerecht ... Und die Perser: despotisch, maßlos, barbarisch, feige, treulos, lüstern, frauenschändend ... Das Schreckbild der »frauenschändenden Asiaten« diente als Negativbild des Menschlichen schlechthin. Das Bild von Horden aus dem Osten, die das schützenswerte Wesen Europa bedrohen und es schänden wollen, scheint unaufhörlich zu mutieren und immer wieder seinen Platz in der Geschichte zu finden.



TIEFKOLLEKTIV-PROFONDOLCOLLETTIVO 2
FOTO Francesco Ippolito

Das gemeinsame Feld anstelle der identitären Kapsel Oder: Über die Schwierigkeit, (k)ein Kastelruther Spatz zu sein¹

Hannes Obermair

Über Spatzen, Pässe und Weißsein

Der Spatz ist ein Vogel aus der Gattung der Sperlinge, wissenschaftssprachlich gehört der Singvogel zu den Passeriden (*passeridae*). Er zeichnet sich durch eine sehr effiziente Skelettmuskulatur und äußerst leistungsfähige Lungen aus. Das erste benötigt er zum Fliegen, das zweite zum Singen. Er tut dies v.a. in Eurasien und Afrika, stammt aber – kosmopolitischer Vogel, der er ist – ursprünglich aus Australien. Auch in Südtirol tritt der Spatz auf den Plan, und zwar nicht nur in tierischem Gewande, diesfalls mit einheitlichem Erscheinungsbild und örtlich exakt eingrenzbar. Dieses Vorkommen in menschlicher Gestalt bedingt die im Titel beabsichtigte, indirekte Hommage an Claus Gatterers Versuch von 1981 „Über die Schwierigkeit, heute Südtiroler zu sein“. Dabei hat sich die seinerzeit vom bekannten Journalisten und Historiker beschriebene Herausforderung einer existenziellen Ortsbestimmung prinzipiell nicht gänzlich verändert. Der Text will in lockerer Form danach fragen, ob und inwiefern man aus historischer und sozialwissenschaftlicher Sicht von Südtiroler Identität(en) überhaupt sprechen kann. Es gibt zahlreiche Hinweise für Gruppen-

bildungseffekte, die vor allem im Schlepptau des Autonomieerfolges zu situieren sind. Das Südtiroler *Nation-Building* setzt sich gleichermaßen von Österreich, dem es historisch einst angehörte, wie von Italien, dem es staatsrechtlich seit hundert Jahren zugehört, ab. Die kleinregionalen Abgrenzungsvorgänge lassen sich unterschiedlich deuten: Sind es soziale Inklusions- und Exklusionsstrategien oder erfolgen sie vor dem Hintergrund ökonomischer Effizienzsteigerungen, sind also bloß funktional für die Optimierung von Marktstrategien? Wie schaut es um die sprachpolitischen Dimensionen dieser Vorgänge aus? Eine weitergehende Fragestellung ist, inwiefern die Südtiroler kollektiven Identitäten ethnodeterministischen Prinzipien folgen und damit bloß latente Behauptungs- und Raumansprüche verbergen. Demgegenüber könnte es sinnvoll sein, selbstreflexive Ich-Identitäten zu stärken, Gruppen-Identitäten also zu dekonstruieren, um individuelle Handlungsoptionen und nichtlineare Diskurse nachhaltig zu fördern. Für die weitgehend fiktionalen Erwartungen und Dynamiken der Landesautonomie spielt also „Identität“ als

Begründungsfigur eine zentrale Rolle. Doch warum meinen wir, dass es Identität überhaupt gibt? Wenn wir diese leicht paradoxe Frage stellen, so weisen wir damit auch darauf hin, dass Identität immer auch ein Hasard ist. Dieses war ursprünglich ein Würfelspiel mit unvorhersehbarer Wurfsumme, wird aber nun etwa vom deutschsprachigen Leitmedium des Landes – den vom monopolistisch agierenden Medienunternehmen Athesia herausgegebenen „Dolomiten“ – im Titel unter der Zuschreibung „Tagblatt der Südtiroler“ täglich (außer sonntags) mit feststehendem Ergebnis verwendet – wobei hier zunächst nur der unbewusste Sexismus auffällt, da das Gendering oder die geschlechtsneutrale Formulierung unterblieben sind. Solcherlei kollektive Identitätsfeststellung kann aber noch anders gelesen werden. Sie dient vermeintlicher Gefahrenabwehr, und so ist sie auch polizeilich in allen demokratisch-republikanischen Rechtsordnungen festgeschrieben. Das Prinzip des (Reise-)Passes leistet Identifizierung und Legitimierung zugleich. Sein ambiguer Doppelcharakter entspricht einem von moderner staatlicher Herrschaft hervorgebrachten Dispositiv, das

¹ Der Text entspricht einem an der Europäischen Akademie Bozen am 17. November 2018 gehaltenen Referat (im Rahmen der Tagung „Was heißt hier Identität?“), der Vortragsstil wurde weitgehend beibehalten.

als Steckbrief und Ausweis der Kontrolle und der Bestätigung zugleich dient. Der Pass – eine frühneuzeitliche Erfindung – hat eine vorwiegend strategische Funktion, und im Sinne von Michel Foucaults Machtsoziologie begründet er auf repressive Weise Identität durch Entzug von Freiheit bzw. Gewährung von partieller, eng umrissener Liberalität.

Aber, wenn nicht aus einem Pass, ist (Südtiroler) Identität etwa aus Geschichte zu gewinnen? Hier ist zunächst zu fragen, ob denn Geschichte überhaupt Identität begründen kann. Ist sie nicht vielmehr eine Formation, die einfach auf den jeweiligen Notstand reagiert? Nach Karl Mannheims berühmtem Wort von 1928 ist eine Generation zunächst einfach dadurch verwandt, „dass sie am selben Abschnitt des kollektiven Geschehens parallel teilnimmt.“ Wenn wir diesen antimetaphysischen Gedankengang weiterführen, dann ist damit ein Problembewusstsein für Kontingenz angesprochen, das jegliche Identität im Kern zertrümmert und als rein situative Befindlichkeit auswirft. Das wären dann auch die geeigneten Prolegomena für „Südtiroler Identitäten“, die niemals essentialistisch gedacht werden können.

Worauf gründen also regionale Identitäten? Ist der Begriff überhaupt vereinbar mit historischen Kontexten? Und welche Fehlerquellen wohnen identitären Stimmungslagen inne? Nach Francis Bacons *Novum Organon* von 1620 sind diese Defizite in der menschlichen Natur selbst, in der Herkunft des Menschen oder der menschlichen Gattung zu suchen. Der englische Philosoph spricht von den „Idola tribus“, den Götzenbildern des menschlichen Stammes. Wir nehmen die Welt nicht so wahr, wie sie ist, sondern wie unsere menschlichen Wahrnehmungsorgane sie erfassen wollen. Der menschliche Verstand sei wie ein Krumm Spiegel, der Gegenstände nur auf verzerrte Weise widerspiegelt. Wenn der herrschende, deutlich rechte Zeitgeist Identitätsmarker erfordert, so ist dies auch eine Folge von Angst, der jegliche Magie abgeht und die in trüber Dummheit badet. Identität wird dann – unter den Bedingungen von Victor Orban oder Matteo Salvini, eines manipulativen „Dolomiten“-Leitartikels oder einer sexistischen Werbebotschaft – als Mantra des verunsicherten Euroamerikaners durchdekliniert. Dabei werden zumeist auch Überlegenheitscodes des Weißseins bzw. des Weißwollenseins bedient, egal ob christlich, europäisch oder säkular eingefärbt.

Ein solches Substitut für selbstreflexives Sein bedarf der Belege, um die unbekannte historische Sprache zu entwerfen, die der Aufdeckung des identitären Selbstbetrugs dienen kann. Diese Übung mag am besten auf phänomenologische Weise gelingen, also durch teilnehmende Beobachtung. Anhand zweier rezenter Travestien soll die Eigentümlichkeit der südtirolistischen Denke – als einer von unbewussten Affekten beeinflussten Denkweise – aufgezeigt werden. Die beiden Beispiele sind die eingangs angerufenen Kastelruther Singvögel sowie der Südtiroler Apfel.

Das Hochamt zu Kastelruth

Zum ersten Exempel. Im Oktober 2018 empfing die volkstümliche Band der „Kastelruther Spatzen“ den italienischen Innenminister und stellvertretenden Ministerpräsidenten Salvini auf ihrem „Spatzenfest“ zu Kastelruth. Die Lega gewann daraufhin prompt bei den Landtagswahlen und stellt seither mit der Südtiroler Volkspartei die Regierung. Wie aber wurde die *Immagined Community* Lega-Südtirol hergestellt? Wenn eine Gemeinschaft mit Benedikt Anderson in einem täglichen Plebiszit erzeugt wird, so sind die in Kastelruth zu beobachtenden öffentlichen Inklusionsriten durchaus aufschlussreich. Der Leiter des Organisationskomitees,

ein gewisser Richard Vill, nahm eine Art Investitur vor, indem er – die Szene wurde auf Smartphones tausendfach festgehalten – die Einkleidung des rechtspopulistischen Innenministers mit der blauen Bauernschürze, dem sog. Fürtuch, vornahm. Der Ritus von Inklusion diente auch als machtvoll Medium der Gruppenkonstruktion. Er ist einer von uns, lautete der unverhohlene Subtext der Spatzenperformance. Das blaue Baumwolltuch diente ursprünglich dem Schutz der Körperkleidung und war ein Arbeitsinstrument. Es signalisiert aber auch „Schollen“-Gebundenheit und war in der Zeit des italienischen Faschismus zu einem Zeichen stiller Südtiroler Resilienz aufgerückt, als das es noch in den 1950er- und 60er-Jahren, besonders im Überetsch-Unterland, mit subtiler antiitalienischer Botschaft fungierte. In Kastelruth *anno domini* 2018 ist der blaue Schurz definitiv zum identitären Fetisch verkommen.

Sein Träger, vom weißen Stamm, weiß gekleidet und männlich, stimmt in das Ritual, das er sprachlich nicht verstehen muss und auch nicht kann (mit und ohne Dialekt), willig ein. Er spürt förmlich die hier gegebene maskuline Geschlechterkonstruktion, ebenso die damit verbundene hegemoniale Praxis, denn nicht vorstellbar ist in solchem Zusammenhang der dunkelhäutige Flüchtling, das ewig Subalterne in einem so gearbeteten Setting. Für das dezidiert Männerbündische und Ernsthafte der Szene steht das Schwitzende des Hochadligen (von Vill), der die moderne Schwertleite vornimmt. Im 13. Jahrhundert wurde derselbe Mannbarkeits- und Initiationsritus mit der Formel *zê gôtes und Marien êr, diesen slac und keinen mër* beglaubigt – nun müsste es wohl heißen: „Zu Südtirols und Italiens Ehr, diesen Salvini und keinen anderen mehr“. Das Hochamt steuert sodann auf die Wandlung zu, in der die fröhliche Transsubstantiation erfolgt, wiederum auf einem Smartphone als Beobachtung zweiter Ordnung festgehalten. Dem Ernst ist Heiterkeit gewichen, der Vollzug mit dem Weiblichen geschieht. Die Liturgie des Völkischen lässt Weiß- und Blondsein, helles Haar des ehemaligen Skistars und heilige Flüssigkeit des Forster Bieres auf den Plan treten. Die farcehafte Kontrafaktur einer Konventsmesse ist überdeutlich (im katholischen Verständnis handelte es sich nachgerade um einen Hostienfrevl), wobei hier dem gesäuerten Brot ein hl. gegrilltes Hühnchen entspricht. Das Wahlvolk, noch in den entlegenen Landgemeinden, sanktionierte die Weihehandlung mit Konsens: Bei den Europawahlen im Mai 2019 verdoppelte oder die verdreifachte die Lega selbst in Ulten oder Pfitsch ihre Ausbeute.

Echtheit und Apfel

Eine weitere ambigue Travestie des Herbstes 2018 galt der Galiionsfigur der heimischen Landwirtschaft, zumindest in den üppigen Tallagen – dem „echten Südtiroler Apfel“. Laut offiziellen Statistiken bauen über 7000 Bauern Äpfel an, die ungeachtet der Pestiziddebatten mit einem Fünftel an der Gesamtexportmenge des Landes zu Buche schlagen. Es kann darum kaum überraschen, dass im meistgelesenen Printmedium des Landes der Kulturapfel (*malus domestica*) plötzlich als identitärer Menschenapfel erschien. Der „erste echte Südtiroler“ sei dank eines Züchtungserfolgs zu feiern, verkündeten die „Dolomiten“ mit Schlagzeile am 14. November 2018.

Die Frucht bekommt damit eine besondere Macht, der humanisierten Natur, dem Südtiroler Kentauren wird durch Identitätserklärung und Echtheitszuschreibung auch Verfügungsgewalt über die Konsumenten eingeschrieben. Das Beispiel illustriert auch einen Identitäts-

terror, der sich auf der Ebene von Biologie nur wiederholt und Naturgeschichte mit Menschheitsgeschichte parallelisiert (ohne jedoch bei solcher Übung Claude Levi-Strauss' *Mythologiques* zu Rate gezogen zu haben) – die Phylogenese ist zugleich regionale Ontogenese. Die Ontologisierung des Apfels steht für eine Form von Epiphanie, bei der die ursprüngliche Selbstoffenbarung des Göttlichen nun in einer Art Farce der Erscheinungsweise von quasi erdgeschichtlicher Identität, ebenso einem Hervorbrechen von ethnozentrischer Bedeutung weicht. Man fragt sich fast schon: Welcher Sprachgruppe gehört dieser Kulturapfel an? Und was geschieht mit dem Fallobst? Der Phänomenologe Maurice Merleau-Ponty spricht an einer Stelle seines grandiosen nachgelassenen Werks „Das Sichtbare und das Unsichtbare“ vom doppelten Irrtum und von Drohungen, wenn wir die Dinge verkennen: „Über den Umweg von Bezeichnungen und dadurch, dass man den Dingen androht, sie würden von uns nicht wiedererkannt werden, bewilligt man ihnen schließlich – wenn nicht als ihr Prinzip, so doch zumindest als ihre Möglichkeitsbestimmung für uns – Objektivität, Identität mit sich selbst, Positivität und Fülle.“ Gerade der Apfel ist eine besondere mythomotorische Frucht, er kehrt in der Mythologie immer wieder und zählt zu den frühen kulturellen Errungenschaften. Bereits in nichtsesshafter Lebensweise ließ sich die Nutzung des Apfels als Nahrungsmittel von Zufallsfunden auf eine Pflege des Apfelbaums umstellen. Die Apfelkultur ist damit den typischen ackerbaulichen Methoden womöglich sogar vorgängig. Erst bei sog. Inzuchtdepression und damit verbundener Änderung der Allelfrequenzen des Apfels kommt es zu einem Schrumpfungsprozess, zur Sortenausdünnung. In unser Thema übersetzt, besteht der Fluch von Identitäten im Anstreben von Eindeutigkeiten. Das ist immer ein Verlust von Refugialräumen und Möglichkeitsformen des Seins.

Die subversive Identität

Nationalismus lässt sich mit Norbert Elias als „eines der mächtigsten, wenn nicht das mächtigste soziale Glaubenssystem des 19. und 20. Jahrhunderts“ beschreiben. Es beruht auf postulierter und kollektiv zugeschriebener Identität von Sprache, Kultur, Religion und Geschichte. Nationale wie regionale Identität sind also nur als „vorgestellte Gemeinschaft“ und „gedachte Ordnung“ möglich, die dem Einzelnen täglich eingeschrieben werden müssen.

Um dieser Verformung individueller Autonomien zu begegnen, muss nicht nur Nation als „Letztinstanz“ hinterfragt werden, sondern auch jegliche kollektive Identität als Träger von solchen „Letztwerten“. Identität kann keinerlei Legitimationsquelle für nationale oder regionale Machtkämpfe und Habitusentwicklung mehr sein. In einer interkulturellen Perspektive bleibt Identität unendlich entzogen, denn sie ist durch ihre verschiedenen Alteritäten gespiegelt und durchlöchert. „Identität“ kann nur individuell und selbstreflexiv sein, sonst bleibt sie abgeschnitten von den Quellen der persönlichen Selbstbestimmung.

Damit begeben wir uns auf die Spur eines neuen Fragens nach dem Gegebenen und dem darin auftauchenden Moment des Anderen. Und wir können für Ausgänge aus den identitären Dilemmata plädieren, etwa für die Anerkennung von Differenz als Wert an sich, ebenso für das „Dazwischen“, das „Als ob“, für eine Identität als Nicht-Identität, für eine Identität der Schwäche und der Vorläufigkeit. Diese ist offen für Transformatorisches und mit ihrer unscharfen Struktur nur als lächelnder Diskurs denkbar. Menschen und Dinge sind vom Terror der Identität zu befreien, und diese kann nur subversiv sein oder sie wird nicht sein.

Design from the Alps

Tirol Südtirol Trentino 1920–2020

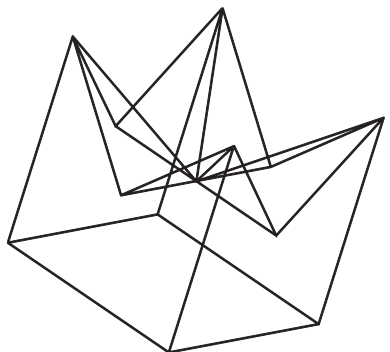


Kuratoren:

Claudio Larcher,
Massimo Martignoni,
Ursula Schnitzer

Katalog:

erhältlich ab 10. Oktober,
Scheidegger & Spiess Verlag,
Zürich



KUNST MERAN
im Haus der Sparkasse
MERANO ARTE
edificio Cassa di Risparmio



Alterazioni Video

Incompiuto
la nascita
di uno stile

Una mostra sul più importante stile italiano dal secondo dopoguerra, sulle rovine del contemporaneo, sul fascino degli edifici incompiuti, in un percorso che spazia dall'architettura ai film, dalle sculture all'alta moda.

29.06. — 22.09.2019



KUNST MERAN
im Haus der Sparkasse
MERANO ARTE
edificio Cassa di Risparmio

www.kunstmeranoarte.org

1. Moto *Capriolo 75*, Caproni 1955, Privatbesitz, Foto Anna Maconi;
2. *Pressed Bike*, Harry Thaler, Leaos, 2018, Foto Alex Filz;
3. Ski *White Star, Blu Star, Black Star*, Kneissl, 1960er Jahre, Foto Anna Maconi; 4. Kinderstuhl *Junior*, Othmar Barth, 1978, Courtesy Barth Innenausbau, Foto Anna Maconi; 5. Elefant *Elefantino bevitore*, Fortunato Depero, 1922/23, Sammlung Josef Kreuzer/Abteilung Museen, Autonome Provinz Bozen, Foto Erich Dapunt; 6. Glasdose, Rolf Eugen Rehfeld, Tiroler Glashütte Lötzenkel, Kufstein, 1968, Innsbruck, Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum - Ältere Kunstgeschichtliche Sammlungen, Foto Tiroler Landesmuseen; 7. Durst *Duca*, 1946 /1950, Privatbesitz, Foto Anna Maconi

Design from the Alps ist die erste systematische Werk-schau über die Entwicklung modernen Designs in der Europaregion Tirol Südtirol Trentino. Mit rund 120 Exponaten und einem umfangreichen Katalog wird die Ge-schichte des Designs im Kreuzungspunkt der Zentren Ve-nedig und München sowie Wien und Mailand untersucht. Dabei zeichnen Gegenwart und Geschichte dieses Alpen-abschnittes hohe kreative Originalität und ein ausgepräg-ter Hang zu technisch-formalen Erkundungen aus. Das Spektrum reicht von Einrichtungsgegenständen bis zu Spielsachen, von technischen Neuheiten und Modellen in der Luftfahrt-, Automobil- und Motorradindustrie bis hin zu Produkten für die Freizeit und das Bergerlebnis.



1



4



5



Progressiver Rückzug

Haimo Perkmann

Als 1990 Judith Butlers aufsehenerregendes Werk „Unbehagen der Geschlechter“ erschien, löste es tatsächlich Unbehagen aus, allerdings weniger unter den Geschlechtern, als unter zahlreichen Feministinnen. Die Idee, dass Geschlecht und Rasse bloß soziale und kulturelle Konstrukte sind, führte zu einer stärkeren Differenzierung emanzipatorischer Bewegungen und zu diskursiven Auseinandersetzungen auf allen politischen Ebenen, verkürzt „Identitätspolitik“ genannt. Heute jedoch, so die vorherrschende Kritik, verstellen Scheingefechte und politische Nebelkerzen den Blick auf die eigentlichen Fragen unserer Zeit: die Zukunft von Arbeit, Bildung, Umwelt; und vor allem die Kluft zwischen Arm und Reich.

Jede Bewegung hat ihre radikale und (auto)destruktive Phase, von der es plakativ heißt: die Revolution frisst ihre Kinder. In dieser Phase befinden sich heute offenbar die zivilrechtlich emanzipatorischen Bewegungen. Das klassische demokratische Konzept, Menschen unterschiedlichster Herkunft hinter ein gemeinsames Anliegen zu scharen, meint etwa Marc Lilla, Professor für Ideengeschichte an der Columbia University, sei einer Pseudopolitik gewichen, die sich in Selbstbespiegelung und Selbstbehauptung erschöpfe. Das ganze Kulturtheater bleibt nur deshalb am Leben, so ein weiterer Vorwurf, weil es an den Universitäten kultiviert wird.

Die aktuelle Entwicklung der Identitätspolitik wird zunehmend auch von linksgerichteten Intellektuellen in Frage gestellt. Mit radikalen bis völlig abstrusen Konzepten wie *Cultural Appropriation* oder *Toxic Masculinity* wurde ein Terrain betreten, das jede demokratische Auseinandersetzung erschwert, weil es potentielle Gesprächspartner per se disqualifiziert und das Prinzip der Gleichheit durch Identität ersetzt. Im Grunde genau das, was die politische Rechte auch macht. Identität bezeichnet links wie rechts die Differenz des Eigenen zum anderen – und erweist sich so als ungeeignet, einen gesellschaftlich progressiven Diskurs voranzubringen.

Demokratische Spielregeln

Die emanzipatorischen Bewegungen konzentrieren sich auf den Kampf für die Rechte von – noch dazu untereinander inkompatiblen – Minderheiten. Auf diese Weise sind derzeit keine politischen Mehrheiten zu gewinnen. Dabei gilt: **Nur wer demokratisch relevant bleibt, kann die Rechte von Minderheiten schützen.** Darum bräuchte es einen gesellschaftlich breiteren Konsens, der durch zusätzliche Zersplitterung jedoch nicht erreicht werden kann.

Die Rechtspopulist*innen spielen fröhlich mit, auf der postmodernen Klaviatur der Rache des kleinen Mannes. Chauvinistische Galionsfiguren treten als hedonistische Truppe echter Kerle auf, die hemdsärmelig abends auch mal einen Schnaps vertragen. Der amerikanische Präsident Donald Trump, meint etwa Philosoph Slavoj Žižek, ist kein Traditionalist und Nationalist,

sondern eine Karikatur desselben, der erste postmoderne Präsident, der alle Register zieht, *less is bore*. Schriftsteller Salman Rushdie pflichtet bei, wenn er sagt, Trump sei wie eine Cartoon-Figur, welche die Regierung übernommen habe.

Fragmentierung der Gesellschaft

Waren die Anliegen der Bürgerrechtsbewegungen zur Anerkennung von Minderheitenrechten bis in die 1980er Jahre hinein die Graswurzelbasis für einen gemeinsamen Kampf (etwa gegen *Triple Exploitation*), so spalten die – oft vom gebildeten urbanen Wohlstandsbürgertum getragenen – Bewegungen heute die Gesellschaft, indem sie den Dialog mit den Falschen ablehnen² und die nach wie vor bestehenden Unterschiede zwischen Arm und Reich ausblenden.

Die aporetische Situation neo(links)liberaler Politik tritt zutage, wenn etwa dieselben Leute, die das Geschlecht als ausschließlich soziales Konstrukt begreifen, die Forderung nach mehr Frauen in Führungspositionen erheben. Denn das eine schließt die Notwendigkeit des anderen aus. **Ein wahrhaft egalitärer linker Ansatz wäre dagegen, sich aktiv für eine bessere Entlohnung jener Berufsfelder einzusetzen, in denen großteils Frauen arbeiten.** Anstatt von mehr Frauen im Vorstand von Porsche zu träumen, sollte eine bessere Entlohnung für Pädagoginnen und Sozialarbeiterinnen gefordert werden.

Rückkehr ins Mittelalter

Für eine politische Auseinandersetzung braucht es einen gemeinsamen diskursiven Raum, doch gerade die Identitätspolitik entzieht sich diesem zunehmend. Anstelle einer demokratischen Auseinandersetzung halten Abschottungsformeln Einzug in die akademischen Hallen der *Cultural Studies*. Oder auch Totschlagargumente wie *Mansplaining*: ein verständliches Konzept, das jedoch heute inflationär immer und gegen jeden Gesprächspartner gewendet werden kann. Von nun an kommt es nicht mehr darauf an, was jemand sagt, sondern wer es sagt.

Identitätspolitik schafft heute auch Identitäten, die der Gegenseite sehr zupass kommen. Etwa *Cultural Appropriation*: das Verdikt, sich nicht bevormundend Traditionen fremder Kulturen anzueignen. Diese nachvollziehbare Forderung wurde radikalisiert, etwa durch die Forderung, zu Fasching keinen Indianerschmuck zu tragen, oder nicht mexikanisch zu kochen. Doch gerade ein Deutschnationaler könnte damit sehr gut leben: „Deutsche Wurst den Deutschen. Mexikanische Tortilla den Mexikanern“.

In die Irre führt auch das Konzept der „toxischen Männlichkeit“. Um einer diskursiven Umkehr vorzubeugen, wurde in akademischen Kreisen das Gebot der Irreversibilität entwickelt. These: Es gibt keinen *Reverse Sexism* oder *Reverse Racism*. Mit anderen Worten, Sexismus kann sich nur gegen Frauen, nicht aber gegen

Männer richten, und Weiße können nicht von Rassismus betroffen sein. Gemeinsam mit dem Argument, dass nur Betroffene über das Thema qualifiziert sprechen können, ist ein Gespräch auf Augenhöhe ausgeschlossen und einer gemeinsamen Debatte die Grundlage entzogen, denn eine politische Auseinandersetzung kann nur unter Gleichberechtigten stattfinden. Der Antagonist ist nicht länger das Großkapital, sondern die Mitstreiter, die nicht puristisch genug sind.

Auf diese Weise schreiben wir den Sprecher*innen aufgrund ihrer Attribute bzw. Identitäten (z.B. homo, hetero, schwarz, weiß) fest definierte diskursive Qualitäten zu, welche die einen zum Sprechen qualifizieren und die anderen disqualifizieren. Damit sind wir im Zeitalter der Scholastik bei Thomas von Aquin angelangt und könnten uns mit ihm fragen: Worin besteht die Pferdheit des toten Pferdes? Auch Kritik an Identitätspolitik wird meist mit dem Argument abgewürgt, dass diese gehäuft von alten weißen Männern komme. Diskussion beendet. Karl Marx als alter weißer Mann würde von der identitätspolitischen Linken disqualifiziert.

An den Rändern zerbröselt

Ein Symptom für diese gesellschaftliche Fragmentierung ist das (zumindest vorübergehende) Sterben der klassischen Sozialdemokratie in Europa und der Demokraten in den USA, die sich im Nullsummenspiel der Identitätspolitik aufgerieben haben. Die gemäßigte Linke ist in einen fundamentalen Interessenskonflikt geraten. Hier die Interessen ihrer eigentlichen Klientel, der verarmten Arbeiterklasse, dort die Empörung unzähliger Randgruppen und Bewegungen, inklusive einem „Ja zu offenen Grenzen“ und einem „Der Islam gehört zu uns“ Bekenntnis. Durch einseitige Fokussierung auf Bürgerrechtsgruppen haben Europas Sozialdemokratien ihre Stammwählerschaft vernachlässigt und durch praktizierte Doppelmoral scharenweise aktive Mitglieder verloren. In den Augen vieler ehemaliger Wähler*innen sind SPD, PD oder Labour Party nur noch mit sich selbst beschäftigt. Die Gewinner dieser Entwicklung könnten kurzfristig autoritäre Parteien sein, die sich vielen Ratlosen als reaktionäre Alternative anbieten.

1 Das Modewort der Linken war *Triple Oppression*, die dreifache Unterdrückung als Frau, als Schwarze und als Arbeiterin. Herausgearbeitet in den 1940er Jahren von Kommunistin Claudia Jones, die sich selbst als Negro Woman bezeichnete.
2 So vertritt etwa die Journalistin Eddo-Lodge, dass sie nicht mehr mit Weißen über Hautfarbe spricht, solange diese nicht zugeben, dass Rassismus strukturell verankert ist.

Erinnerungskultur und Zersplitterung der Gedächtnislandschaft

Hans Heiss

Der Umgang mit brisanten Aspekten der Vergangenheit in Südtirol, mit den Schmerzens- und Schweigezonen der Erinnerung, erscheint beeindruckend – auf den ersten Blick. Denn wer hätte noch vor zehn Jahren gehofft, dass das Siegesdenkmal in Bozen entschärft, zur Gedenkstätte umgewidmet und das *Obbedire* Gebot am Mussolini Relief mit dem Ein-Spruch von Hannah Arendt überschrieben werden würde?

Und wer hätte vor 20 Jahren glauben können, dass die Lagermauer an der Reschenstraße, der jüdische Friedhof in Bozen wie jener in Meran, zu würdigen Gedenkort an aufrücken würden? Solche Fortschritte sind von Wert, keine Frage, aber auch nicht zu überschätzen, denn den dankbar anerkannten Fortschritten steht die Zentrierlast vergangener Versäumnisse gegenüber, die nicht mehr gut zu machen sind. Und jenseits der Versäumnisse lässt sich beobachten, wie Gedächtnisse sich aktuell aufspalten und insgesamt an Bedeutung einbüßen – zugunsten einer beschleunigten Gegenwart, die Erinnerung und Gedächtnis rasant entwertet. Nicht nur die Erdatmosphäre, auch Gedenken und Erinnerung unterliegen einer fundamentalen Klimaveränderung.

Vier Aspekte wecken Zweifel an einer tragfähigen Zukunft des Gedenkens, an ihrem Nutzwert für die Zukunft Europas.

1. Verspätetes Gedenken lässt sich nicht mehr nachholen

Aktuell zeigt sich in Südtirol große Beflissenheit im medialen und öffentlichen Gedächtnisdiskurs. Dies ist aber auch Ausdruck einer Verspätung mit unsanierbaren Folgen. Das lange Schweigen über den Nationalsozialismus, das bis in die Jahre um 1980 währte und – dank mutiger Tabubrecher wie Gatterer und Steuerer, dann Franz Thaler – erst mühsam nachgab, dauerte über 40 Nachkriegsjahre. Bis dahin wurde ein Opfer- und Leidgedächtnis gepflegt. Im Rückblick und unter dem Eindruck der lange verweigerten Autonomie erschien die Opferrolle wie maßgeschneidert: Südtirol als „Land im Leid“, das seit 1919 unentwegt als Spielball gedient habe. Das Opfer-Narrativ hatte die zwingende Logik eines Credo, das sich – ironisch verkürzt – so anhört:

Ich glaube an unser Südtirol, abgestiegen nach Italien, hinabgestürzt in die Hölle des Faschismus, zermalmt von Option und Krieg, 1945 befreit ohne wirkliche Freiheit, ab 1948 neuerdings in den Würgegriff des staatlichen Zentralismus genommen, bis dann 1972 das Zweite Autonomiestatut ein wenig Erlösung brachte.

Dazu passend die christologische Figur von Silvius Magnago, 1960 bis 1989 Landeshauptmann von Südtirol, dessen leidgeprüfte Erscheinung Leidensfigur und Erlöser in eins setzte.

Südtirols Opfermythos

Südtirol wurde als Objekt der Geschichte ausgeleuchtet, seine Leidens-Corona genüsslich präsentiert. Geschwiegen wurde hingegen über eigene Verantwortung im Krieg, über Akzeptanz des Faschismus und Kollaboration mit dem NS-Staat. Eisernes Schweigen in vielen Familien, in denen die Vergangenheit der Väter und Großväter ins Schattenreich des Vergessens verbannt wurde. Der Philosoph Hermann Lübbe hat für die Bundesrepublik diese bis um 1963 währende gesellschaftliche Grunddisposition als „Kommunikatives Schweigen“ charakterisiert.¹ Auch für Südtirol trifft dieses Syndrom so präzise zu, dass man von *Omertà consensuale* sprechen könnte.

Die Akteure der Jahre 1920-45 verstummten ab 1990 und die Erinnerung starb unbearbeitet mit ihnen. Die Generationen prägende Wucht fehlender Aufarbeitung blieb im familiären Generationen-Gedächtnis als Erblast eingekapselt. Sie wirkt noch heute fort bis in die Haltung von Jugendlichen, wenn alte, kaum oder nie aufgearbeitete Bestände von Hass und Aggression machtvoll und oft in beeindruckender Virulenz aufbrechen.

Immerhin gedachte man ab 1990 der wahren Opfer von Faschismus und Nationalsozialismus, der Dableiber, Deserteure, Verfolgten, nicht zuletzt der jüdischen Mitbürger, die zum größten Teil deportiert und ermordet wurden, letztlich auch der sozial und geistig schwachen Personen.² Franz Thalers Buch *Unvergessen* von 1988 erreichte in seiner schlichten Eindringlichkeit die Herzen.³ Dennoch blieb der Südtiroler Blick auf den Nationalsozialismus ohne Verständnis dafür, welche Angst die Nazis der italienischen Bevölkerung eingejagt hatten.

Dagegen blieb der Faschismus in Südtirol eine Black Box im Wortsinne. Das 22 Jahre währende Regime wurde dämonisiert und seine perfiden Strategien der Entnationalisierung, Assimilation und Entwürdigung der Südtiroler scharf nachgezeichnet. An dieser Einschätzung war vieles korrekt, doch die schwarzen Schatten des Faschismus überlagerten die Erinnerung an den

Nationalsozialismus und relativierten dessen Tiefenwirkung auch in Südtirol.

Das italienische Narrativ

Genau umgekehrt argumentierte die italienische Rechte, wenn sie die Spuren des Faschismus minimiert – oft bis heute. So diente der Blick auf die brutale NS-Herrschaft in der Provinz Bozen auf italienischer Seite dazu, die Bedeutung des Faschismus zu verkleinern, ja sogar zur Selbstexkulpation. Modernität, Industrie, Energie, neuer Städte- und Wohnbau seien durch ihn ins Land gekommen, er habe den „baccanotti tirolesi“ ein wenig Urbanität beigebracht. „Fließend Italienisch und Warmwasser“ – so ließe sich die Position in Abwandlung eines alten Werbespruchs charakterisieren. Ein im Grunde wohlwollender Blick auf die zivilisatorische Rolle des Faschismus begleitete bis um 1990 viele Kommentare italienischer Politiker. Die Einsicht, wie drückend Assimilation und Kulturverlust viele Südtirolerinnen und Südtiroler erlebt hatten, blieb ihnen verschlossen.

2. Vom Rand ins Zentrum: Die jüdische Bevölkerung

Die Menschen aber, die jene Epoche der Extreme und Verfolgung der Regimes am härtesten verspürt und bis zur bitteren Neige durchlitten hatten, blieben lange Zeit außerhalb des Fokus. Über die vor allem in Meran lebenden Juden – seit September 1943 auf „unerklärliche“ Weise verschwunden – herrschte bis in die 1980er Jahre ein Schweigegebot. Niemand fühlte sich für das Gedenken an ihre Präsenz zuständig, bis nicht 1986 die *sturzfälle* erschienen und Enrico Steinhaus als steter Mahner vernehmbar wurde.⁴ Kein Meraner Bürgermeister ließ sich – bis zur Amtszeit von Franz Alber – bei Erinnerungsfeiern blicken und noch LH Durnwalder verkündete ohne jede Scham, die Südtiroler hätten ähnlich gelitten wie die Juden.

Erst in den späten Neunzigern setzte ein grundlegender Perspektivenwechsel ein, dank des unermüdlchen Einsatzes von Akteuren wie Steinhaus und Steuerer, getragen auch von einem europäisch grundlegend veränderten Gedächtnishorizont. In der Neubewertung der Judenverfolgung, vor allem aber der jüdischen Präsenz erfolgte eine Neubestimmung von beachtlicher Tiefenwirkung, flankiert auch von Medien wie den *Dolomiten*, die sich dieser Öffnung lange verschlossen hatten.



3. Zersplitterung der Gedächtnislandschaft

Fratture d'Italia – so lautet der Titel einer Analyse des englischen Historikers John Foot über den zunehmenden Zerfall, ja die Zersplitterung der Gedächtnislandschaft in Italien.⁵ Gedenken erfolgt in weltanschaulichen und politischen Lagerbildungen: der *25 aprile* gehört den antifaschistisch Gesinnten,⁶ die *Giornata delle foibe* eher dem nationalen Lager,⁷ der *Tag der Republik* den Republikanern⁸ und der *4 novembre* der Erinnerung der Nation an den fernen Sieg von 1918.⁹ Dieser erinnerungspolitische Trümmerbruch ist schwer sanierbar, markiert er doch nicht nur ein Nebeneinander, sondern zugleich die scharfe, sich vertiefende Abgrenzung der politischen Lager.

Auch in Südtirol schreiten die Segregation der Gedächtnisbildung munter voran. Sie wird weiter befördert durch getrennte Erinnerungsgemeinschaften der Sprachgruppen. So folgen gleichsam im Stafettenlauf im späten Winter dicht aufeinander die *Giornata della memoria* am 27. Jänner, die *Giornata delle foibe* am 10. Februar und das landesweit zelebrierte *Andere-Holder-Gedenken* zehn Tage später, jeweils mit völlig anderem Publikum. Zu jedem Anlass sammeln sich unterschiedliche Erinnerungsgemeinschaften, die vor allem ein gemeinsamer Nenner eint: ein intensives Opfergedächtnis, mit dem Blick auf erlittenes Leid und gebrachte Opfer als Fluchtpunkt des Gedenkens. In die Opferrolle eingerückt sind dabei auch die Attentäter der Jahre nach 1960, deren Amnestierung regelmäßig gefordert wird. Neben dem offiziellen Gedenken zeigt der Blick ins Internet eine wachsende Zahl von abgeschoteten, zunehmend aggressiven Opfer-Narrativen.

4. Aufarbeitung

Die Umwidmung des Siegesdenkmals zur Gedenkstätte im Juli 2014,¹⁰ die Umgestaltung des Piffra-der-Reliefs am Gerichtsplatz unter dem Einspruch von Hannah Arendt im November 2017 sind enorme Erfolge.¹¹ Der Einsatz aller Beteiligten seit 2011 hat Blockaden aufgelöst und Ermutigung geschaffen. So wurden beide Monumente ihrer auratischen Unzugänglichkeit entkleidet, ihre scheinbar schicksalhafte Unveränderlichkeit suspendiert.

Eine konsequente Inwertsetzung verlangt jedoch einen weiteren, grundlegenden Schritt, der die Monumente erst zur vollen Wirkung führt: Es bedürfte nicht

mehr und nicht weniger als eines Museums für Zeitgeschichte, hier, im Herzen von Bozen. Schauen wir uns um: Kein einziges der 90 Museen im Lande ist exklusiv mit dieser zentralen Agenda betraut worden. Im Zentrum Südtirols, an dieser seismischen Bruchstelle, wäre der passende Ort dafür. Eine solche Option bleibt aber in den Debatten um den künftigen Standort von Iceman Ötzi und Stadtmuseum außer Betracht. Museumspolitik wird herabgewürdigt zum wirtschaftlichen Standortfaktor, während ihre kultur- und gesellschaftspolitische Zentralfunktion aus dem Fokus rückt. Natürlich ist es utopisch, ein „Museum für Zeitgeschichte“ zu fordern, doch für eine kraftvolle Geschichts- und Erinnerungspolitik wäre es zentral.

Zum Schluss

Das zersplitterte und selektive Opfergedächtnis in Südtirol ist problematisch, da heilende Erinnerung dreierlei benötigt:

- Nicht nur Sympathie mit dem Eigenen, sondern Empathie mit Anderen;
- Nicht nur den Blick auf Geschichte als Ort des Leides, sondern auch als Raum von Freiheit und Verantwortung;
- Nicht nur Monolog mit der eigenen Erinnerungsgemeinschaft, sondern Dialog und Austausch mit anderen Positionen, Kulturen, Traditionen und Narrativen auf der Ebene von Nationalstaat und Region.

Vor allem Mut zur Wahrheit, der in die Tiefe führt und schmerzliche Befunde zu Tage fördert. Europa hat vier Lehren aus der Geschichte nach 1945 gezogen, die seine Vorstellung und Identität maßgeblich begründen:

- Friedenssicherung als Gebot nach der raschen Abfolge zweier Weltkriege;
- Demokratisierung als Grundlage der Organisation von Gemeinwesen nach der Entdemokratisierung der ersten Jahrhunderthälfte;
- Selbstkritik in Bezug auf die eigene Vergangenheit mit dem zentralen Stichwort: Erinnerungskultur;
- Die Wiederentdeckung der Menschenrechte, die – 1948 deklariert – eine zentrale Rolle bei der Neugründung Europas spielen. Sie sind die Fundamente für den europäischen Traum.

- ¹ Hermann Lübbe, Der Nationalsozialismus im politischen Bewusstsein der Gegenwart, in: Martin Broszat (Hrsg.), Deutschlands Weg in die Diktatur, Berlin 1983, S. 334.
- ² Stefan Lechner, Die „Absiedlung“ der Schwachen in das Dritte Reich.
- ³ Franz Thaler, Unvergessen. Option, KZ, Kriegsgefangenschaft, Heimkehr. Ein Sarner erzählt, Bozen 1999.
- ⁴ Vgl. Federico Steinhaus, Ebrei/Juden. Gli ebrei dell'Alto Adige negli anni trenta e quaranta, Florenz 1994.
- ⁵ John Foot, Fratture d'Italia: Da Caporetto al G 8 di Genova, la memoria divisa del paese, Milano 2009.
- ⁶ Der 25. April 1945 war der Stichtag, an dem sich die italienischen Resistenza-Bewegungen nochmals erhoben, um neben der Befreiung Italiens durch die Alliierten auch die eigene Rolle und Bedeutung zu unterstreichen.
- ⁷ Der „Tag der Foibe“ ist der 10. Februar, als nationaler Gedächtnistag seit 2005 eingeführt. Er erinnert an die Karsthöhlen („Foibe“) und die mindestens 4000 bis 5000 Italiener, die bei Kriegsende vor allem von jugoslawischen Partisanen in die Höhlen gestürzt und ermordet worden waren. Er stellt die italienische Seite v. a. als Opfer dar, blendet aber oft die faschistische Repression in Jugoslawien während des Weltkrieges aus, als eine der wesentlichen Voraussetzungen der „Foibe“.
- ⁸ „Tag der Republik“ und italienischer Nationalfeiertag ist der 2. Juni, denn am 2.6.1946 wurde nach einer Volksabstimmung die monarchische Staatsform durch die Republik abgelöst.
- ⁹ Am 4. November 1918 drangen italienische Truppen nach dem Waffenstillstand mit Österreich nach Norden vor und besetzten Südtirol, wobei sie über den Brenner bis nach Innsbruck vorrückten.
- ¹⁰ Das im Juli 1928 eingeweihte Siegesdenkmal in Bozen, nach Entwürfen von Marcello Piacentini, verkörpert in der Verbindung von Gefallenen-Memoria, Heldengedenken und faschistischer Symbolik und als städtebaulicher Ankerpunkt ein herausragendes Zeugnis faschistischer Monumentalkultur. Das Monument wurde 2011-2014 historisiert und als Gedenkstätte neu kontextualisiert.
- ¹¹ Das sog. Piffra-der-Relief, nach dem Künstler Hans Piffra-der, zeigt am Gerichtsplatz in Bozen auf einem breiten Gebäuderies des Finanzamts, den „Triumph des Faschismus“ in Riesenformat. Erst 1957 vollendet, präsentiert das Relief in seiner Mitte Mussolini hoch zu Ross unter dem Leitspruch: „Credere, obbedire, combattere“ (Glauben, gehorchen, kämpfen). Diese kontextlos präsentierte Provokation wurde erst 2017 durch ein Zitat von Hannah Arendt redefiniert und der Spruch der Philosophin: „Niemand hat das Recht zu gehorchen“ dem Relief vorgeblendet, als Entwurf der Südtiroler Künstler Michele Bernardi und Adam Holzknecht.

Das Gedächtnis an den Judenmord und seine Spuren auch in Südtirol bleibt bis heute einzige Achse der Gedenkkultur, die allgemeinen Konsens findet.

Vom Nutzen linker Identitätspolitik

Richard Steurer-Boulard

Im März dieses Jahres veröffentlichte Anatol Vitouch im österreichischen Monatsmagazin *Datum* einen Artikel mit dem Titel „Wer hat Angst vorm weißen Mann?“ Der Untertitel lautet „Warum linke Identitätspolitik nur der Rechten nutzt“. Linke Identitätspolitik, also die Konstruktion von Identitäten und Durchsetzung ihrer Rechte und Interessen im Sinne der Emanzipation von unterdrückten und minderheitlichen sozio-kulturellen Gruppen, spiele der Rechten in die Hände, deren Prinzip eben die Identitätsstiftung sei. Die linke Anklage des alten, weißen Mannes als Herrscher- und Unterdrückerfigur sei als Identitätskonstruktion nicht besser als der Aufbau von Feindbildern, wie es die Rechte mit großem Erfolg anhand der Identitäten des Asylanten, des Ausländers, des Sozialschmarotzers etc. vorexerziert. Die Diskreditierung von Aussagen alter weißer Männer aufgrund ihrer Identität als alte weiße Männer sei sowohl intellektuell unredlich als auch politisch gefährlich. Es gelte, sich wieder der linken Tugend der Einforderung einer universalen Gerechtigkeit zu besinnen. Unter linker Identitätspolitik, die nur den Rechten zu nutzen scheint, ist also vereinfacht und ganz allgemein gesagt die Konstruktion von Identitäten sowie die Durchsetzung ihrer Rechte und Interessen zu verstehen. Das lässt sich vielleicht am leichtesten an der Identität der Queer-, Trans- oder Homosexuellenbewegungen darlegen. Diese versuchen seit Jahrzehnten, sich als politische und gesellschaftliche Gruppen zu konstituieren und in ihrer Identität anerkannt zu werden, mitsamt den entsprechenden egalitären Rechten, wie zum Beispiel Homo-Ehe oder öffentliche Toiletten für das dritte Geschlecht. Diese Bewegungen werden von den Cultural Studies begleitet und wissenschaftlich legitimiert.

Auf der Basis dieser Bestandsaufnahme möchte ich eine kleine philosophische Vertiefung wagen.

Seit der Erfindung der Philosophie enthält der Begriff der Gerechtigkeit so wie der des Guten und Wahren einen Universalitäts- oder Allgemeinheitsanspruch. Ebenso lange dauert der Streit darüber an, welches Gerechte, Gute und Wahre nun das einzig und allgemeingültige sein soll. Je unphilosophischer ein Zeitalter oder eine Kultur, desto mehr wird man sich mit der Tatsache abfinden, dass es unterschiedliche Gerechtigkeiten und Wahrheiten gibt. In einer Epoche, in der nun die Identitäten vervielfältigt werden (nicht 2, nicht 3, sondern eine Palette von sexuellen Orientierungen und Geschlechtern) und man sich aller möglicher und unmöglicher Identitäten wiederbesinnt (Rückkehr zum Islam, zum Christentum, zum Nationalen etc.), tendiert das Gerechte und Wahre zum Gerechten und Wahren einer bestimmten Gemeinschaft zu verkommen, die anderen Gemeinschaften nicht mehr kommunizierbar, vermittel- und teilbar sind. Die linke Identitätspolitik ist somit Teil derselben Welt eines Wahrheits- und Gerechtigkeitsrelativismus, in der moslemische Staaten sich Respekt dafür auserbitten, dass ihr Rechtssystem Steinigung von Homosexuellen ermöglicht oder verlangt, und in der die US-amerikani-

sche Regierung alternative Fakten geltend macht. Denn sie macht die Zugehörigkeit zu einer Identität und die Authentizität zu einem wesentlichen Wahrheitskriterium. Da nun das Gerechte und Wahre nicht überzeugend universalisierbar sind, sondern sich sehr gut im Relativismus zurechtfinden, da die Gerechtigkeit für den kleinen (weißen und alten) Mann sehr gut von den populistischen Rechten verteidigt wird und in einem Wahrheitsregime durchgesetzt wird, das umso immuner gegen andere Wahrheiten ist, als die sogenannten Blasen, in denen man sich bewegt, abgeschlossener sind, kann die Einforderung universalen Gerechtigkeit nur an der Heterogenität der Gerechtigkeiten und Wahrheiten zersplittern. Jedem seine Wahrheit, seine Gerechtigkeit, seine Empörung, sein Engagement – alles korrelativ zu festgefahrenen und gut etablierten Identitäten, mögen diese nun durch Traditionen und Pseudotraditionen oder durch die Cultural Studies bestimmt sein.

Dekonstruktion der Identitäten

Tatsächlich gilt es, die Identitäten zu dekonstruieren, was, und das muss man hier auch betonen, die andere Hauptstoßrichtung der verschrienen Cultural Studies und Minderheitenpolitiken ist. Anstatt zum Beispiel einem Queer- und Trans-Sein eine Identität zu verleihen, geht es darum, die simplen Identitäten der Hetero- und Homosexualität aufzulösen. Anstatt Gerechtigkeit für identitäre soziokulturelle Gruppen zu fordern oder eine abstrakte pseudo-universalistische Gerechtigkeit zu propagieren, wäre ein anderer Begriff stark zu machen, der wirklich universal ist und gleichzeitig Identitäten nicht konstruiert, sondern dekonstruiert und auflöst, nämlich die Gleichheit.

Dem französischen Philosophen Jacques Rancière zufolge besteht egalitäre Politik nämlich darin, Identitätszuschreibungen und -festsetzungen aufzulösen und

diese Desidentifizierung mit einer Subjektivierung zu verknüpfen. Gleichheitspolitik konstituiert keine sozio-kulturellen Identitäten, sondern eine politische Bühne, auf der politische Subjekte erscheinen, die nicht durch die Zugehörigkeit identitärer Gruppen definiert sind. Die Behauptung und Forderung von Gleichheit konstituiert einen Diskursraum, in dem die Herkunft und soziokulturelle Stellung des Sprechenden gleichgültig ist. Es gibt kein authentisches, legitimes Sprechen, genauso wenig wie ein illegitimes. Das heißt, dass jeder über alles sprechen kann, dass es keine Experten gibt. Weder Experten der Politik, mag man sich auch noch so sehr nach sogenannten Expertenregierungen sehnen angesichts der Inkompetenz und Ahnungslosigkeit von Berufspolitikern, noch Experten fürs Gute, Gerechte und Wahre. All das ist immer neu und in der Situation zu verhandeln. Die Einforderung von Gleichheit ist das einzige Mittel, sowohl Minderheiten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als auch sie aus den einschränkenden Identitätsfestschreibungen zu befreien, mit denen sie sich nicht der Feindbildkonstruktion zugänglich machen, sondern auch in Wirklichkeit jeden Wahrheitsanspruch aufgeben. Eine Wahrheit, die nur relativ für eine bestimmte Lebensform, eine bestimmte Identität gilt, ist keine Wahrheit. Diese lässt sich nur in einem Diskursraum etablieren und vermitteln, in dem Gleichheit der Kompetenzen in der Wahrheitsfähigkeit gilt. Es gibt keine Wahrheit nur für Moslems oder Homosexuelle, so wie es keine Wahrheit gibt, die nur für weiße Männer gälte. Die Gleichheit nicht nur zu fordern, sondern selbst zu leben, ist nicht so einfach. Es ist bequemer, sich auf seine eigenen Standpunkte, auf seine Perspektive zurückzuziehen, die durch eine Identität legitimiert und gesichert ist. Aber sowohl Emanzipation als auch Politik im eigentlichen Sinne sind nur um den Preis dieses Sich-der-Gleichheit-Aussetzens zu haben.



TIEFKOLLEKTIV-PROFONDOLCOLLETTIVO 2
FOTO Francesco Ippolito



BIVACCO
FOTO Simon Perathoner

Graz, am 21.05.2018

Liebe Christiane,

Ich wurde von der Zeitschrift *kulturelemente* eingeladen, zum Thema Identität zu schreiben. Das ist für mich eine kleine Herausforderung, sodass ich mir die *Bivacco*-Ausstellung als aktuellen Rahmen eines kleinen Kommentars zur Hilfe nehmen möchte. Ich identifiziere mich vor allem als lesbische Frau in der Kunstwelt, als Kuratorin aber auch als Unternehmerin (www.simplify.art). Ich schließe mich gedanklich dem intersektionalen Feminismus an, der für die Rechte aller Menschen steht, egal welcher/m Hautfarbe, Gesinnung, Gesellschaftsschicht, sexueller Orientierung, Geschlecht, Gesundheitsstatus sie angehören. Geografisch identifiziere ich mich mit Europa. Ich bin stolz auf Europa als Friedensprojekt und wünsche mir eine noch effizientere und in die einzelnen Nationalstaaten tiefer eingreifende Europapolitik. Südtirol habe ich mit 19 verlassen und bin nur für kurze familiäre Besuche zurückgekommen. Natürlich hat man als Südtirolstämmige eine gewisse Sensibilität für Grauzonen der geografischen Identifizierung. Bei jeder Begegnung in einem internationalen Feld bin ich in Erklärungsnot, warum ich ohne italienischen Akzent Deutsch spreche, oder ohne deutschen Akzent Englisch, in Italien zähle ich nicht als Italienerin, im deutschsprachigen Raum bin ich Ausländerin und Österreicher sind ständig überzeugt, ich dürfte hier wählen – kurz: mühsame Diskussionen sind treue Begleiter. Zur Sprache ist meine Antwort meist in aller Kürze, dass der Vorteil einer germanisch-sprachigen Minderheit in einem romanischsprachigen Umfeld jener ist, ein Gehör für verschiedene Sprachmelodien zu entwickeln. Vor diesem Hintergrund hat mich der Kontext eueres *Bivacco*-Projektes während der 58. Biennale in Venedig, präsentiert vom *ArtInTheAlps* Verein sehr gerührt. Du beschreibst Südtirol als „wichtiges Scharnier“ zwischen Nord- und Südeuropa. Anstatt ein Land der Grenzen und Spaltung zu sein, war das Gebiet schon immer ein Ort des intensiven Handelsverkehrs, sowie sozialer und kultureller Kontakte, das heute stärker noch als früher mehrsprachig und multikulturell ist. Das Biwak als immer offestehender Unterschlupf für alle Schutzsuchenden ist ein starkes Symbol in Zeiten der Spaltung, Abgrenzung, Gier und Wohlstandshortung. Der Wohlstand in Europa würde für viel mehr Personen reichen und in vielen Ländern wären Arbeitskräfte dringend nötig. Es geht inzwischen also gar nicht mehr um die Angst, dass einem etwas weggenommen wird, sondern eher um den Unmut darüber, dass es anderen auch gut geht. Krisen zeigen die hässlichsten Seiten der Menschen, aber auch die besten, wie 2015 bewiesen hat. Die Staaten haben oft enttäuschend reagiert und waren überfordert, die Rhetorik der Medien oft beispiellos hassschürend. Nicht aber der Großteil ihrer Bürger, die Nächstenliebe, Zivilcourage, Mitgefühl und Menschlichkeit täglich unter Beweis stellten. Drei Arbeiten der *Bivacco*-Ausstellung sind mir besonders in Erinnerung geblieben. Maria Walcher hat Schafwoldecken genäht, auf denen die Weidewege der Schafe in den Alpen ebenso abgebildet sind, wie die gängigen Fluchtruten am Höhepunkt der Krise vor vier Jahren. Wenn die ärmsten Länder der Welt nicht jene wären, die am meisten unter der Ausbeutung des Westens und den Folgen der (von den Industriestaaten verursachten) Erderwärmung, sowie durch ökonomische Knappheit verursachten sozialen Unruhen leiden würden, dann gäbe es keinen Grund für lebensgefährlichen Reisen. Geld und Wohlstand kann nicht der einzige „Schlüssel zu Schutzräumen“ sein – wie bedeutungsschwanger in diesem Zusammenhang die Arbeit von Jacopo Candotti aus eingeschmolzenen 20-Cent Münzen als neuer Türgriff des Biwak wirkt! Wie die Schafe von Weide zu Weide grasen, haben auch wir Menschen uns auf diesem Globus immer schon die idealsten Lebensumstände ausgesucht. In Anlehnung an Buckminster Fuller: Das Raumschiff Erde hat keinen Notsausstieg. Irgendwann müssen wir unser Ego zurückstecken und als Weltgemeinschaft an unser Überleben denken. Beim Thema Ego komme ich auf die Arbeit von Julia Frank, die ich auch sehr gelungen und einfühlsam fand. Günther Messner war als Bergsteiger genauso begabt wie sein großer Bruder, wie sonst hätte er den stundenlangen Vorsprung von Reinhold an diesem verhängnisvollen Frühmorgen einholen sollen. Doch er war ein ganz anderer Charakter. Durch seinen vorzeitigen, nie gänzlich geklärten Tod wurde auch jegliche Möglichkeit einer zweiten Perspektive auf diese und viele andere Geschichten des selbstinszenierten Heroen Reinhold Messners für immer unterbunden. Julia Frank hat diesem vergessenen Bruder in stundenlanger Flechtarbeit ein aufwendiges und zärtliches Denkmal errichtet, das sich durch seine klare Aussage jeglicher Vereinnahmung widersetzt.

Mit herzlichen Grüßen,
Victoria Dejaco

Vom Appenzellerland nach Meran

Ein Gespräch mit Christiane Rekade

Martin Hanni

MARTIN HANNI Sie sind im Appenzellerland in der Ostschweiz aufgewachsen. Was erinnert Sie in Meran an Ihre Heimat?

CHRISTIANE REKADE Gewisse bäuerliche Traditionen. Die Krampusse zum Beispiel, sie erinnern mich an unsere Silvesterkläuse – wobei die Silvesterkläuse weniger furchterregend sind und bei den Krampussen das Zäuerli, dieser urige, fast wehmütige Naturjodel der Silvesterkläuse fehlt.

Nach Ihrem Kunstgeschichte-Studium in Basel und Berlin haben Sie 2002 Ihre Abschlussarbeit über den Beruf des freien Kurators geschrieben. Somit war irgendwie auch Ihr beruflicher Weg vorgegeben. Was hat Sie an diesem Beruf so fasziniert?

Ich habe erst während meines Studiums herausgefunden, dass Ausstellungsmacherin ein Beruf ist, aber die Idee, gemeinsam mit Künstler*innen Projekte zu realisieren und diese sichtbar zu machen, aber auch sich thematische Ausstellungen auszudenken und sie für einen bestimmten Raum zu entwickeln, faszinierte mich.

Welche Rolle spielte Harald Szeemann, sozusagen der Großvater aller freien Kuratoren, für Sie persönlich?

Als ich 2002 meine Masterarbeit schrieb, gab es noch wenig Literatur über den Beruf des Kurators/der Kuratorin. Man konnte auch erst an zwei Schulen in Europa – bei de Appel in Amsterdam und im Le Magasin in Grenoble – die sogenannten „Curatorial Studies“ absolvieren. So schrieb ich natürlich meine Arbeit auch, um dieses sehr weite, noch relativ undefinierte Berufsfeld zu analysieren. Harald Szeemann war insofern ein Vorbild, als er der erste war, der diesen Beruf definierte und ihn als Möglichkeit aufzeigte. Für meine Masterarbeit besuchte ich ihn in seinem Büro im Maggial im Tessin. Neben Szeemann interviewte ich u.a. auch Hans Ulrich Obrist und Catherine David. Ich sprach zudem mit Künstlern wie Rirkrit Tiravanija, um den Beruf auch aus der Sicht der Künstler*innen zu beleuchten.

Den Beruf des freien Kurators gibt es seit rund einem halben Jahrhundert. Wie hat er sich bis heute verändert?

Das Berufsbild wurde professionalisiert. Es gibt mittlerweile zahlreiche Studiengänge für Kurator*innen. Und wir sind heute sehr viele, die diesen Beruf ausüben möchten. Außerdem sind die Anforderungen und Aufgaben gestiegen: Ausstellungskonzeption und die Zusammenarbeit mit den Künstlern macht ja oft einen kleinen Teil der Arbeit aus – man muss Managerin sein, Kommunikator, Netzwerkerin, Fundraiser, Vermittlerin, Texter...

Zudem ist der Beruf heute global ausgerichtet. Es ist wichtig, dass Kunst aus den verschiedensten kulturellen und geografischen Hintergründen eine Plattform bekommt und dass man auch das Publikum in seiner ganzen Vielfalt dabei mitdenkt. Das ist eine Herausforderung.

Von welchen Einflüssen ist Ihre Herangehensweise an der Kuratierung eines Kunsthauses geprägt? Welchen Dialog suchen Sie mit dem Publikum, mit den Künstlern und Künstlerinnen?

Neben der Projekte und Ideen der Künstler*innen sind die Räume ein wichtiger Faktor. Ich denke meine Ausstellungen immer für die Architektur des Kunsthauses und lade oft Künstler*innen ein, von denen ich weiß, dass sie mit der Struktur des Hauses arbeiten können und wollen. Ich versuche auch, sie zu animieren, Bezug auf die Umgebung und auf das Territorium zu nehmen, weil ich denke, dass dieser Austausch sowohl für die Künstler*innen als auch fürs Publikum bereichernd sein kann. KUNST MERAN MERANO ARTE sehe ich als einen Ort, wo sich interessierte Leute begegnen und austauschen können.

Welche Eigenschaften soll eine künstlerische Arbeit mitbringen, damit sie Sie überzeugt?

Dringlichkeit, Poesie, Vision, Humor, Eleganz, Fantasie, Aktualität usw.

Sie haben vor KUNST MERAN MERANO ARTE rund 15 Jahre als freie Kuratorin in Berlin gelebt. Vermissen Sie die Stadt und den turbulenten urbanen Kunstbetrieb?

Ja, natürlich vermisse ich das manchmal. Aber hier kann ich ein Programm für ein fantastisches Haus realisieren und habe ein Publikum, das neugierig und konzentriert ist. Der Austausch mit dem Publikum, aber auch mit den Künstler*innen und Kolleg*innen ist hier – weil in der Peripherie und abseits vom Trubel – oft intensiver und gehaltvoller. Und deshalb gefällt es mir sehr gut hier.

In der aktuell von Ihnen kuratierten Ausstellung zeigen Sie Bilderzählungen der Künstlerin Özlem Altin. Werden dazu auch Arbeiten in Südtirol entstehen?

Özlem Altin, eine Künstlerin aus Berlin, war im Frühling zwei Wochen in der Atelierwohnung des Kunsthauses und hat für die Ausstellung recherchiert. Sie arbeitet hauptsächlich aus ihrem persönlichen Bildarchiv heraus – eine Sammlung von eigenen Malereien und Zeichnungen, Fotos, aber auch gefundenem Bildmaterial, die sie jeweils im Ausstellungsraum wie zu einer räumlichen, begehbaren Collage zusammenstellt. Ein zentrales Thema in ihrer Arbeit ist der Körper – seine Haltungen und Gesten. Sie hat in Meran fotografiert und dann in ihrem

Berliner Atelier auch diverse neue Arbeiten produziert. Ausgehend von der Sage der Wasserjungfrau des Karersees wird Altin im ersten Stock des Kunsthauses eine atmosphärische Installation aus Fotos, Collagen und Malereien inszenieren, die sich um die Idee der Seeoberfläche als eine Art Linse (deshalb der Ausstellungstitel „Lens“), eine Membran zwischen Außenwelt und Seegrund, zwischen Realität und verborgener Gefühlswelt, dreht. Altin versteht den See auch als ein Biotop, in dem Lebewesen/Körper entstehen, sich transformieren und diese Verwandlungen sind auch Themen in ihren Bildern. Im zweiten und im dritten Stock des Kunsthauses zeigen wir die Ausstellung „Incompiuto – la nascita di uno stile“ des Künstlerkollektivs Alterazioni Video. Die fünfköpfige italienische Künstlergruppe hat 10 Jahre lang die nicht vollendeten öffentlichen Bauten in Italien recherchiert und dokumentiert. In ihren Arbeiten proklamieren sie eine Umwertung dieser zeitgenössischen Ruinen in einen neuen Stil – in den Stil des Unvollendeten, der sich über die Architektur hinaus, in die Skulptur, die Fotografie, Video bis hin zu Mode ausbreitet. Die Ausstellung feiert das Unvollendete in allen Formen.

Im Herbst 2019 zeigt KUNST MERAN MERANO ARTE die Ergebnisse einer großen Recherche über Design in der Region zwischen 1920 und 2020. „Design from the Alps“ – ein Projekt in Zusammenarbeit mit NABA (Nuova Accademia di Belle Arti) Mailand und der Fakultät für Design und Künste der Universität Bozen versammelt rund 120 Objekte aus Tirol, Südtirol und dem Trentino. Die Kurator*innen Claudio Larcher, Massimo Martignoni und Ursula Schnitzer geben gemeinsam mit der Innsbrucker Kollegin Ivona Jelcic erstmals einen Überblick über die Produktion und Kultur des modernen Designs in der Region. Ein umfangreicher Katalog, für dessen Gestaltung und Fotografie Antonino Benincasa, Malthé Thies Wöhler, Claudia Gelati und Anna Maconi von der Universität Bozen verantwortlich zeichnen, erscheint im renommierten Schweizer Verlag Scheidegger & Spiess. Texte und Fotos einer Vielzahl von Designern, Firmen und Produkten erzählen von der großen kreativen Originalität und einem ausgeprägten Hang zu technisch-formalen Erkundungen in diesem Alpenabschnitt.

TIEFKOLLEKTIV-PROFONDOCOLLETTIVO 2
FOTO Michele Fucich

Confine o frontiera? Secondo l'uso romano del termine, diversamente da *confine*, il termine *frontiera* indica una linea non ben definita: un'aerea instabile e aperta all'ignoto, dai bordi esterni suscettibili alla mutazione. È intorno a questo crinale – e alla polisemia della parola *abitare/wohnen* – che il festival *TiefKollektiv-Profondo-Collettivo 2* ha incontrato il tema dell'*identità*. Non in un luogo astratto, ma a Bolzano/Bozen. La città che reca due identità culturali e linguistiche – e almeno un confine – ha mostrato di mettere all'opera il termine nell'accezione più contemporanea e complessa, ben oltre ogni dualismo. Altra da una «sfera compatta ed immobile», scrive l'antropologo Francesco Remotti, «l'identità va continuamente negoziata e negoziata in primo luogo con il tempo, oltre che con gli altri»; in ogni caso, è fatta di «“tagli” e “separazioni” per un verso, “accostamenti” e persino “fusioni” per un altro»¹. Questione di “confini” e “frontiere”. Nel presentare il festival svoltosi fra febbraio e marzo 2019 con il sostegno di Weigh Station e il patrocinio di Comune e Libera Università di Bolzano, insistere sulle definizioni più instabili delle parole sopra introdotte apre il campo a un altro termine chiave: *Raum/spazio*.



Se la frontiera è un'interfaccia porosa e mutevole, essa caratterizza lo *spazio* abitato tanto quanto i confini: a dispetto di griglie e strutture fisse, quest'ultimo è *soggetto* ad aree di cambiamento e destabilizzazione continua. Per detta matrice e cornice del nostro quotidiano esistere, varrebbe ritrovare Merleau Ponty: per il protagonista della fenomenologia il mondo non è collocato fuori dal *soggetto*, ma nasce col soggetto stesso: ogni «percezione» - ed esperienza dello spazio – si dà come «comunione» ed «accoppiamento del nostro corpo con le cose», come «coesistenza con il fenomeno»². Se noi stessi non siamo entità fisse, lo spazio cambia gradualmente con noi, con le nostre interazioni umane e sociali; ed è vero l'inverso. Lungo questa strada abbiamo costruito il festival, intendendo in primo luogo noi stessi – team di persone dai background e dalle provenienze diverse – come portatori di “frontiere” e identità instabili: permeabili gli uni agli altri e ri-

spetto alla città stessa, nella quale alcuni di noi sono nati, altri si sono trasferiti da tempo. Ed ecco Bolzano: città non solo segnata da due anime storiche (l'urbanistica originaria e quella del ventennio fascista), ma da emigrazioni stratificate che ne hanno articolato il volto. Da una parte un centro storico investito da dinamiche di privatizzazione degli spazi pubblici: dietro a varie facciate e ai flussi turistici la crepa dei fondi commerciali svuotati, una crescente standardizzazione dei comportamenti e delle attività produttive; dall'altra un complesso di quartieri dal disegno urbanistico per lo più presieduto dall'edilizia sociale, un'estesa *machine à abiter* nella quale la presenza di centri di circoscrizione e servizi non elimina la domanda sul grado di identificazione fra gli abitanti e i loro spazi vitali. Con lo sguardo su questo scenario ed i nostri strumenti – mediazione culturale-artistica, sociologia urbana, *visual and cultural studies*, fotografia e linguaggi performativi - abbiamo intrapreso dialoghi e scambiato storie con diversi *abitanti*, pensando il termine in senso comprensivo: trasversale ai concetti di *cittadino*, *migrante*, *soggetto privato*, *soggetto pubblico* etc. Li abbiamo avviati dentro ed intorno a spazi

les-Casanova, mura e pannelli di cantieri in corso nel quartiere Piani. Ma anche una scuola media del centro, con il più alto tasso di studenti con background migratorio, uno Spazio Famiglie e una cooperativa per lo sviluppo di comunità. Nello scambio intrapreso con questi mondi, abbiamo negoziato forme di *ospitalità*: per noi stessi e per autori ed opere – fotografiche, visuali, performative – che, provenienti da contesti diversi, recassero sguardi, immaginari ed indagini intorno alla questione dell'abitare, al rapporto fra l'uomo e i suoi *habitat*. Artisti provenienti da tutta Italia e da oltre confine sono stati chiamati a esperienze di residenza a Bolzano o a insediare nella città loro lavori pregressi; altri nati e cresciuti nel territorio lo hanno interrogato sotto questa luce “da dentro”. Mostre in luoghi non deputati al circuito dell'arte hanno accostato esperienze di confronto con ambienti di diversa natura. Ma il passo fondamentale è stato aprire il varco all'incontro di sguardi, di voci e di corpi che questo potenziale “disturbo” – nel senso letterale dello “scompigliare e confondere” - poteva suscitare nei visitatori attraverso l'ibridazione fra luoghi e temi: il restituire la città come teatro aperto e topografia inedita. La quotidianità dei quindici giorni di festival è stata scandita da camminate dialogiche e talk con architetti, sociologi, psicoterapeuti, giuristi ed artisti – tra le tematiche l' “ascolto attivo”, la domanda aperta su una *open access city*, la “perdita” dei centri storici, l’“abitare il corpo”; ma soprattutto da incontri spontanei, svoltisi all'interno e all'esterno di questi mondi-membrana sorprendentemente capaci – attraverso le opere e la loro mediazione – di parlare di sé, della loro vita fatta di pieni o di vuoti, di presenze o di assenze, di tracce e di attese. Workshop rivolti a generazioni diverse hanno stimolato esperienze sensoriali e dialogiche intorno al proprio *abitare* a partire dai contesti del vissuto quotidiano³. Lavori performativi calati in alcuni di questi contesti hanno indagato il tema della presenza: hanno sperimentato il “qui ed ora” in una espansione di tempo e spazio, condiviso la vibrazione dei luoghi e l'ascolto dei corpi. Così nei punti più noti od ignoti di questo capoluogo la formula a prima vista generica di un “festival sull'abitare” ha man mano incrociato le voci di persone dai background diversi, volti dell'*identità* calati nello spazio urbano fra “tagli”, “accostamenti” e “fusioni”. Vivere ciò tra fondi sfitti del centro, in stanze d'hotel, davanti al cantiere di un edificio prossimo all'abbattimento fino alla piazza più asettica al margine della periferia, è stato incontrare una città i cui “tagli” e “confini” celano insospettate “frontiere”. Da qui, forse, si potrà ripartire.

1 F. Remotti, *Contro l'identità*, Laterza, Roma-Bari 1996, pp. 8; 57.
2 M. Merleau-Ponty, *Fenomenologia della percezione* (ed.or. 1945), trad.it. di A. Bonomi, Milano 1965, p. 399.
3 Con l'antropologo urbano Franco La Cecla, potremmo parlare di un abitare che non prevede distinzione fra “l'abitare come fare qualcosa di esteriore e sentirsi abitare”, F. La Cecla, *Mente locale. Per un'antropologia dell'abitare*, Elèuthera, Milano 2011, p.101.

Michele Fucich

Der Chinese

Stefano Zangrando

Was die erste meiner beiden Familienherkünfte betrifft, nun, das ist schnell gesagt: Mein Großvater väterlicherseits war das uneheliche Kind einer Kriegsaffäre mit einem k.u.k.-Soldaten. Fragen Sie mich nicht, woher ich das weiß. Einer, dem kein Facharzt erklären kann, was für eine Erkrankung es ist, die ihn gerade langsam auflöst, der kann wissen, was er will... Ach, das war nicht ernst gemeint, ich bin ja kein Größenwahnsinniger.

Die Nachricht wurde kurz nach dem Tod des Alten von einer Kusine meines Vaters, einer Dystrophie-Erkrankten kommunistischen Glaubens, unter den engsten Verwandten verbreitet. Sie war taff, militant, stets auf dem Laufenden über das Schlimmste, das man von den jeweils regierenden Politikern behaupten konnte. Keine Ahnung, wie sie von jenem schwachen Augenblick im Krieg erfahren hatte. Vielleicht wurde ihr das Geheimnis von einem inzwischen verstorbenen Verwandten zugetragen. Wie auch immer – auf sie, wenn mein Vater richtig liegt, kann man sich verlassen. Und ich traue in erster Linie meinem Vater, diesem armen Weisheitsdilettanten, zumal er sich politisch sehr von jener an der Front kämpfenden Kusine unterscheidet: Kein Spießer, nicht leichtgläubig, jedoch auf unerklärliche Weise den herrschenden Strömen ausgeliefert. Die Privatsphäre war übrigens schon immer der einzige Lebensbereich, bei dem seine Wahrheitsliebe Trost finden konnte. Sie – Tilde war ihr Name – sah ich nur ein, zweimal um mein zwanzigstes Lebensjahr, bevor ich vom Elternhaus auszog, als sie uns mit ihrem Freund, einem kahlköpfigen, ruhigen ex-Seminaristen besuchte. Die große Nachricht erreichte mich doch ausgerechnet über meinen Vater, der Tilde wenige Tage nach der Beerdigung meines Großvaters während einer Verwandtentour im Cadore getroffen hatte – bei der Bestattung war sie wegen einer plötzlichen Lungenentzündung nicht dabei gewesen.

Tilde starb wenige Tage nach jenem Tratsch – angeblich soll diese Nachricht auf den Verun-Kreis wie eine ungehörige Enthüllung gewirkt haben. Dennoch war damals in meinem Vater schon jenes Quäntchen Ironie aufgeblüht, das ihm vom Überhimmel als Belohnung für die mindeste Seelenpflege gewährt wurde, die er nach vielen Jahren unternommen hatte, in denen er sich den vorausgebildeten Wahrheiten gebeugt hatte. An jenem Tag war ich bei meinen Eltern zum Essen, es war ein Samstag oder ein Sonntag. Mein Vater erzählte die Sache bei der Hauptspeise. Martina, meine Schwester, regte sich fürchterlich auf. Meine Mutter schwieg und verschwand mit dem Abwasch in die Küche. Ich kam etwas unsicher dem erweichten Lächeln meines Vaters nach: Diese Nachricht warf plötzlich ein verfremdendes Licht auf die Erinnerung an den

alten Astolfo, die jeder von uns in sich barg. Ich meine, die Ernsthaftigkeit, mit der mein Großvater stolz war auf seinen Nachnamen, und mit der er seine Kinder und Enkel zum selben Gefühl bewegt hatte, erwies sich mir plötzlich nicht nur in seiner ganzen Zerbrechlichkeit, sondern um so mehr von der rein standesamtlichen Art jener Zugehörigkeit gerechtfertigt – ich meine einer unbiologischen Art, welche ausschließlich aus der Verantwortungsgeste jenes ersten Verun entstand, der, noch bevor mein Großvater auf die Welt kam, entschloss, ihn als eigenes Kind anzuerkennen. Aber vielleicht sollten Sie nun am besten ein wenig ausführlicher erfahren, wie das alles ging.

Lina, so wurde meine Urgroßmutter von ihren Landsleuten genannt – sie muss Carolina oder Adelina heißen haben –, war eine unglückliche Frau gewesen. Ihr erster Ehemann wurde am Waldesrand aufgefunden, den Tragekorb noch auf dem Rücken, von einem Herzstillstand niedergeworfen, während er Reisig zum Bündeln für den Winter gesammelt hatte. Er war nicht mal dreißig, aber fettleibig, und im Cadore wurde viel Alkohol getrunken. Die Männer der Unterschicht starben früh. Als sie Witwe wurde, widmete sich Lina der Hauswirtschaft – Garten, Hühnerstall – und der Kirche, wo der Pfarrer ihr etwas Geld gab, um Bänke, Altar und Boden zu putzen und in Ordnung zu halten. Es gab selbstverständlich auch eine richtige Haushälterin, die aber behielt der „Don“ für sich zu Hause; Lina war sozusagen für seinen gemeinschaftlichen Einsatzraum zuständig, sie war seine *Public Managerin*. Nur wenn der Pfarrer sie zwischen den leeren Bänken erreichte, um eine besonders eindringliche Lust zu befriedigen, erst dann, nachdem sie ungern eingewilligt hatte, hinterließ Lina ein kleines Andenken irgendwo in einer Ecke, beim Beichstuhl oder beim Zelebrantensitz hinter dem Altar – nie aber in der Nähe des Tabernakels –, indem sie dem Mann in Schwarz glauben ließ, dass es die Ratten waren, die da gepisst hatten. Sie tat das nicht mit Wut, nein, das war nur eine Art des Leidens, ein Tränen auf eigene Art und Weise.

Bei Kriegsausbruch wurde das Leben härter. Die italienisch-österreichische Front war nur einen Katzensprung entfernt, es kam nicht selten vor, dass man aus dem Gebirgskrieg erschöpfte Soldaten aufnehmen und unter mehreren Aspekten trösten musste. Und es war noch im Sommer 1917, also um einiges vor Caporetto, als ein herumirrender Infanterist der k.u.k-Armee aus dem selben Wald auftauchte, in dem vor zwei Jahren Linas Mann zusammengebrochen war, und Zuflucht in der Baracke suchte, welche den Holzschuppen beherbergte. Doch das Merkwürdigste, wie Lina gleich bemerkte, als sie dort eintrat, um die frischen Eier zu holen, war, dass jener Soldat leicht schlitzäugig war und eine bräunliche Haut hatte. Der war ein Kirgise,

verstehen Sie? Gut, zwar war das k.u.k.-Reich ein Mischmasch von Sprachen und Nationalitäten, aber so eine Miene in dunkelblauer Uniform gehörte zu den exotischsten Seltenheiten, worauf vor 100 Jahren ein venetischer Bauer beim Besichtigen seines Hühnerstalls gefasst sein konnte.

Nun glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, dass bei all den Soldaten, denen Lina begegnet war, jener ausländische Infanterist der erste war, der sie eines richtigen Umwerbens würdigte? Und da der Abtrünnige auf keinen Fall aus der Deckung herauskommen konnte, spielte sich alles im Halbschatten dieser Baracke ab. Am Anfang hatte wenig genügt: Als Lina ihm etwas zu essen brachte, eine Kartoffelsuppe oder einen Stück Polenta mit ein bisschen Wein, tat der Soldat so, als würde er ihr erwidern, indem er ihr mit plumper Höflichkeit ein Ei reichte, das er kurz zuvor den Hennen weggenommen hatte – es braucht ja nicht, dass ich Sie daran erinnere, was für eine symbolische Bedeutung das Ei hat, nicht nur in unserer Kultur. So begannen Lina und der Soldat, sich anzulächeln. Dann bemühten sie sich, ein bisschen mehr zu kommunizieren – die Verführung, das ist bekannt, ist ein ganzes Zeichenspiel, und der Kirgise – was zwar ungewöhnlich, doch nicht unmöglich für einen Soldat in seiner Lage war – schien der Verzögerung, einer freundlichen Verschiebung zugeneigt. Er sprach ein gebrochenes Deutsch, Lina aber konnte es gar nicht, so fingen sie an, sich gegenseitig zu belehren, während die Hennen stolzgeschwellt gluckten und der Hahn immer resignierter, ja nur noch pro forma schrie. Nachdem er zunächst eine gewisse Aggressivität gezeigt hatte, weil man ja seine Kopulationszone verletzt, hatte er sich nämlich bald den Fußtritten seiner Herrin unterworfen. Von „Ei, uovo“ und „Wein, vino“ – „polenta“ ist, glaube ich, unübersetzbar – kam man bald zu „Wasser“, „waschen“, „schlafen“ und dann, eines Tages, „Traum“ und, stellen Sie sich mal vor, „weißes Kleid“, als der Soldat versuchte, ihr zu erzählen, wie sie ihm in der Nacht zuvor in einem blütenweißen Gewand erschienen und neben ihm, auf dem Strohsack, eingeschlafen war. Lina errötete sprachlos, den herben Geruch seiner Uniform vermischt mit dem natürlichen Gestank der Haushühner einatmend.

Sachen wie diese ereigneten sich zwischen Morgen und Abend, wenn das Licht jene fensterlose Baracke ein wenig erhellte. In den ersten Tagen trat Lina in den dunklen Stunden kaum dort ein. Nur an einem Abend, als es gerade dämmerte und Lina ein seltsames, anhaltendes Ächzen aus dem Hühnerstall zu hören bekam, wagte Sie sich vorsichtig hinaus und durch den Garten zur Baracke, um jenen komischen k.u.k.-Verräter zum Schweigen aufzufordern – oder dass er wenigstens leise sei, egal, was er gerade tat. Sie war nicht

naiv, sie wusste, dass der Soldat ein Mann war, und die Tatsache, dass er bis zu jenem Zeitpunkt nicht handgreiflich geworden war und sich lieber bei jenem züchtigen Flirten aufgehalten hatte, hatte sie weniger irritiert als neugierig gemacht. Lina lag nicht ganz falsch: Der Soldat stand zwar da, mit den Händen zwischen den Schenkeln, doch nicht damit beschäftigt, was sie erwartet hatte. Er war fertig angezogen und klagte über Schmerzen. Er musste ihr seine Genitalien zeigen: Lina erschrak. Der Kirgise, vor lauter Scham verstummt, gab ihr mit wenigen Blicken zu verstehen, was passiert war: Statt für sich zurechtzukommen, hatte er sich der Hennen bedient und sich infiziert.

Als Lina kehrtmachte und ins Haus eilte, um einen Heilwickel zu präparieren, hörte sie auf halbem Weg im Garten, wie man sie von der Straße rief. Der Pfarrer, der gerade einen Sterbenden besucht hatte, bat sie, ihn kurz hereinzulassen und verlangte ein Glas Wein. Lina war erschrocken, bis zu jenem Zeitpunkt hatte der Pfaffe nie gewagt, sie zu Hause zu stören. Lina versuchte, sich ihm zu entziehen, brachte irgendeine Entschuldigung vor, sagte, dem Hahn ginge es schlecht, sehr schlecht, sie müsse sich um den Hahn kümmern; der Pfarrer aber ließ sich sein Vorhaben nicht ausreden und trat hinter das Gittertürchen. So war Lina an jenem Abend zum ersten Mal gezwungen, der keuchenden Zügellosigkeit des Pfarrers im selben Alkoven zu unterliegen, wo schon ihr verstorbener Mann geschlafen hatte, und bis zur letzten Sekunde hoffte sie, dass der mit den eigenen Gelüsten beschäftigte Ordensbruder das Hahnächzen nicht mit dem verwechselte, was es wirklich war. Alles ging glücklicherweise glatt, und schon in jener Nacht, als der Mann in Schwarz endlich weg war, konnte sich Lina um den Soldaten kümmern. Doch jetzt konnte er nicht länger dort bleiben, denn hätte der Pfarrer von jetzt an häufiger an Linas Tür geklopft, was sie tatsächlich fürchtete, dann hätte die Gefahr seiner Entdeckung eine Bedrohung für beide dargestellt. Ihn hätte man gefangen genommen, sie hätte man vor den ganzen Dorfleuten bloßgestellt – der Feind in ihrem Bett! Daher mussten sie, sobald es dem Soldat wieder besser ging, auseinandergehen. Eines Tages beim Morgengrauen sagte ihr der Kirgise „bis bald“, küsste ihre Hände und verschwand in den selben Wald, aus dem er wenige Wochen zuvor aufgetaucht war.

Lina kehrte seufzend zum alten Leben zurück und war überzeugt, dass sie jenen komischen Abtrünnigen nicht mehr wieder sehen würde – vielleicht war er ja schon von einem italienischen Gebirgsjäger erschossen worden. Dann kam die Niederlage in Caporetto und das Cadore wurde eingenommen. Die Österreicher waren nicht gerade zimperlich, sie beschlagnahmten Vieh, Futter und jedes beliebige Gut, und auch Lina, obwohl

sie allein war, musste dasselbe Schicksal wie alle anderen erleiden – bis eines Frühlingstages im Jahr 1918: Während sie die Kirchenbänke abstaubte, hörte sie plötzlich, wie die Sakristeitür aufging. Sie wurde finster im Gesicht, fast schon die Hände des Priesters um ihre Brüste fühlend und die Notdurft ähnend, die sie danach ergriffen hätte, doch niemand rief ihren Namen, wie es der Pfaffe sonst immer tat, bevor er sie anfasste. Die stille Präsenz kam ihr von hinten nah und, noch bevor sie sich umdrehen konnte, roch sie den vertrauten Gestank, dann flüsterte ihr eine bekannte Stimme ins Ohr: „Weißes Kleid...“

Ja, so wurde also mein Großvater empfangen, zwischen den Bänken einer Kirche mitten im Weltkrieg, in der Verbindung einer Witwe aus dem Cadore und einem k.u.k.-Infanteristen kirgisischer Herkunft. Der Soldat – Gott allein weiß, wie er mit heiler Haut in die Reihen der Armee zurückkommen konnte, die er zuvor verlassen hatte – hatte sich in jene geweihte Stätte eingeschlichen, nachdem er den Pfarrer an einen Stuhl gebunden und ihn gezwungen hatte, vor den Augen seiner Haushälterin ein Ei nach dem anderen zu trinken, bis er alles wieder auf den Boden ausgekotzt hatte, dorthin, wo er vorher aus Angst schon eine bräunliche Pfütze zurückgelassen hatte. Lina war viel zu glücklich, um sich vor jenem Schandfleck zu ekeln. Vor der trännenden Haushälterin und dem beschämten Pfarrer konnte sie nur, nicht ganz geschickt, die Erschütterung wegen der vermeintlich erlittenen Gewalt vorspielen, ohne die geheimnisvollen Worte aus dem Kopf zu bekommen, mit denen sich der Liebende – diesmal endgültig – verabschiedet hatte, bevor er durch das Kirchentor verschwand. „Seni seviyorum“, hatte er gesagt. Das bedeutet „Ich liebe dich“, es ist türkisch. Was jetzt nicht heißt, dass ich – auch – türkisches Blut habe, sondern dass jener Soldat aus wer-weiß-woher kam, dass ein Teil von mir in einem unergründlichen Osten wurzelt. Wie auch immer, jetzt wissen Sie, von wem ich diese Augen und diesen Teint habe. Und ich, als ich von dem Geschehen erfuhr, das die Kusine meines Vaters enthüllt hatte, sah plötzlich, wie etwas aufleuchtete, etwas, das mein Opa mir oft gesagt hatte, doch immer zusammenhanglos, absolut, ohne mir irgendeine Erklärung zu geben. „Im Dorf nannten sie mich den Chinesen“, sagte er mir jedes Mal mit einer Heiterkeit, deren Künstlichkeit ich erst heute erkennen kann, als wir über die Augen sprachen, die er mir vererbt hatte – wobei der Konformist, der mein Vater war, auf unerklärliche Weise übersprungen wurde.

Wenn Ethnologen reisen...

Raphael Stefaner

Wenn wir, das sind zehn Studierende des Institutes für Europäische Ethnologie der UNI Graz samt Professor, für eine Woche nach Südtirol reisen, dann tun wir das mit leichtem und schwerem Gepäck zugleich.

Gerade für mich als blinder Student spielen kulturelle Atmosphären, die Melodien der Sprachen, der Klang in den Gassen, der Duft von kulinarischen Schätzen aller in Südtirol vertretenen Weltküchen aus den Restaurants bedeutsame Rollen und dafür benötige ich neben meinem Blindenstab nur hellwache und unvoreingenommene Aufmerksamkeit. Auch wenn sich die Tagebücher von uns FeldforscherInnen mittlerweile digitalisiert haben, fließen in ihnen die nahen und frischen Eindrücke mit übergeordneten Forschungsfragen, Kulturtheorien und wissenschaftlichen Analysen zusammen. Gerne lasse ich Sie als LeserInnen an einigen Notizen teilnehmen.

Die Zeit ist ein reißender Fluss – Gefallenendenkmahl in Innichen, Museum Ladin, der odysseehafte Jaufenpass, Festung Franzensfeste, Andreas-Hofer-Museum, Schloss Tirol – und unvermittelt fand ich mich am Ufer der Talfer in Bozen wieder. Ein wenig Zeit, um im Hintergrundrauschen des Flusses über die räumlichen und auch geistigen Gegensätze in den beiden „Südtiroler Metropolen“ Meran und Bozen zu reflektieren. Dort die linearen und fast berechenbaren Laubengänge voller Lokale und Geschäfte, wo Waren und Preise und nicht die Sprachen Südtirols den Geschäftsalltag diktieren. Dann der Wechsel über die Brücke zum anderen Flussufer und plötzlich steht man in einer Bar, wo man entweder auf Italienisch kommunizieren kann und sonst halt gar nicht. Umgekehrt verhält es sich in manchen ländlichen Teilen Südtirols. Maurice Halbwachs kommt mir in den Sinn: Verschiedene Sprachen fixieren und stabilisieren eben verschiedene kollektive Gedächtnisse einer Gesellschaft. Spannungen zwischen den Sprachgruppen aufgrund der Historie Südtirols tauchen auf wie Felsen, sobald man den Zeitfluss rückwärts blickt. Doch die Talfer fließt eben nur vorwärts und wenn wir EthnologInnen Baupläne neuer kultureller Brücken visionieren dürfen, dann empfehlen wir als Konstrukt einen weiten Brückenbogen vielfältiger Kulturinitiativen, der dies- und andersseitige Kulturelemente reflektiert und verbindet und damit die vielseitige Südtiroler Identität bereichert.

Chiara Caldonazzi

Eine Woche in Südtirol, um die „Repräsentationsformen Südtiroler Identitäten“ zu erforschen. Viel zu wenig Zeit, um die Tiefen der individuellen und kollektiven Verstrickungen Südtirols zu erkunden. Schon vor unserer Exkursion fragte ich mich, ob ich in der Lage sein werde, unvoreingenommen die Dinge zu betrachten. Auch ich, als Österreicherin mit italienischem Namen und Bozner Wurzeln werde, wie viele Südtiroler, ständig mit der Frage nach der eigenen Identität konfrontiert. Während mein Kollege unsere Reise in ihrer Gesamtheit beschrieb, werde ich einen kleinen Einblick in meine ganz persönlichen Feldnotizen geben.

Angekommen an der Franzensfeste, begann unser Guide die Tour mit den Worten „Ihr seid die Grazer, ich bin der Piefke“. Eine Form der Selbstironie, die das Eis sofort brechen ließ. Jener besagte „Piefke“ schaffte es auf seine ganz eigene Weise gegen den Strom zu schwimmen. „Warum sollte ich Italienisch lernen“, meinte er, „wenn ich Englisch und Spanisch viel besser kann? Es gibt hier genug Italienisch Sprechende.“ Ein Gedanke, der in Südtirol fast schon utopisch klingen mag. Auch im Museum Passeier sowie auf Schloss Tirol konnte man ein erstaunlich neu gedachtes Südtirol kennenlernen. Die Ereignisse der Vergangenheit und der Gegenwart wurden offen und ehrlich beleuchtet, kritisch hinterfragt und reflektiert weitergedacht. Unsere Reise führte uns weiter nach Bozen. Eine Stadt, in der sich italienischsprachige Jugendliche auf ihre ganz eigene Weise inszenierten, während man in unmittelbarer Nähe jemanden im Dirndl entdecken konnte. Diese Gegensätzlichkeit lässt sich am offensichtlichsten an den Stadtteilen diesseits und jenseits der Talferbrücke erkennen. Überquert man diese, wird ein ganz anderes Bozen sichtbar.

Auch am polarisierenden Siegesdenkmal gab es kein Vorbeikommen. So ist es doch seit jeher ein öffentlich sehr kontrovers diskutiertes Denkmal, das für zwei verschiedene kollektive Gedächtnisse und eine Unmenge an Emotionen steht. Wenn man die Menschen auf die Bedeutung dieses Monuments anspricht, erfährt man, einhergehend mit einem großen Unbehagen, unterschiedlichste Reaktionen. Mir scheint es, als würde man vor diesem heiklen Monument der Erinnerungen Worte mit Bedacht wählen und so einiges unausgesprochen lassen. Umso mehr, da es dabei um Bedürfnisse nach geschützter Identität von Sprachgruppen geht. Eine weitere Ausführung der Beobachtungen würde an dieser Stelle allerdings den Rahmen sprengen. So befinden wir uns auch schon am Ende unserer Reise, jeder mit seinen eigenen Wahrnehmungen und Assoziationen zu diesem so vielseitigen und wunderschönen Land.

Autorinnen und Autoren

Rut Bernardi

Lehrbeauftragte an der Freien Universität Bozen und Publizistin, Ladinischer Muttersprache, *Klausen*

Chiara Caldonazzi

Studentin (der Europäischen Ethnologie/Universität Graz), *Graz*

Victoria Dejaco

Kuratorin/Gründerin von simplify.art, *Graz*

Michele Fucich

Kurator, Kunstvermittler, *Grosseto/Bozen*

Martin Hanni

Autor und Filmemacher, *Bozen*

Hans Heiss

Historiker, L. Abg. a. D., *Brixen*

Barbara Ivančić

Professorin für Deutsche Sprache und Übersetzung an der Universität Bologna, *Rijeka/Fiume/Bologna*

Hannes Obermair

Historiker, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Südtiroler Landesmuseen und Lehrbeauftragter für Zeitgeschichte an der Universität Innsbruck, *Bozen*

Maxi Obexer

Autorin, *Berlin/Brixen*

Francesco Palermo

Professor für öffentliches Recht an der Universität Verona, Direktor des Instituts für vergleichende Föderalismusforschung Eurac Research, *Bozen*

Haimo Perkmann

Autor, Übersetzer, Publizist, *Meran*

Christiane Rekade

Kuratorin bei KUNST MERAN MERANO ARTE

St. Gallen/Meran

Adnan Softić

Künstler und Autor, *Berlin/Hamburg/Sarajevo*

Raphael Stefaner

Student (der Europäischen

Ethnologie/Universität Graz), *Graz/Dellach*

Richard Steuerer

Autor und Übersetzer, *Wien*

Stefano Zangrando

Literaturvermittler und Autor, *Rovereto/Berlin*



STIFTUNG SÜDTIROLER SPARKASSE
FONDAZIONE CASSA DI RISPARMIO DI BOLZANO

**Wir stiften Kultur
Promuoviamo cultura**